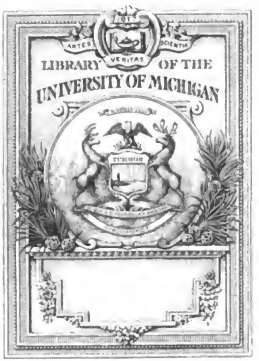
Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe ...

Eduard Grisebach



OTTO HARRASSOWITZ

PN
57
.W6
G87
188

Digitized by Google

Digitized by Google

Goethe
I, 200
Preis 5

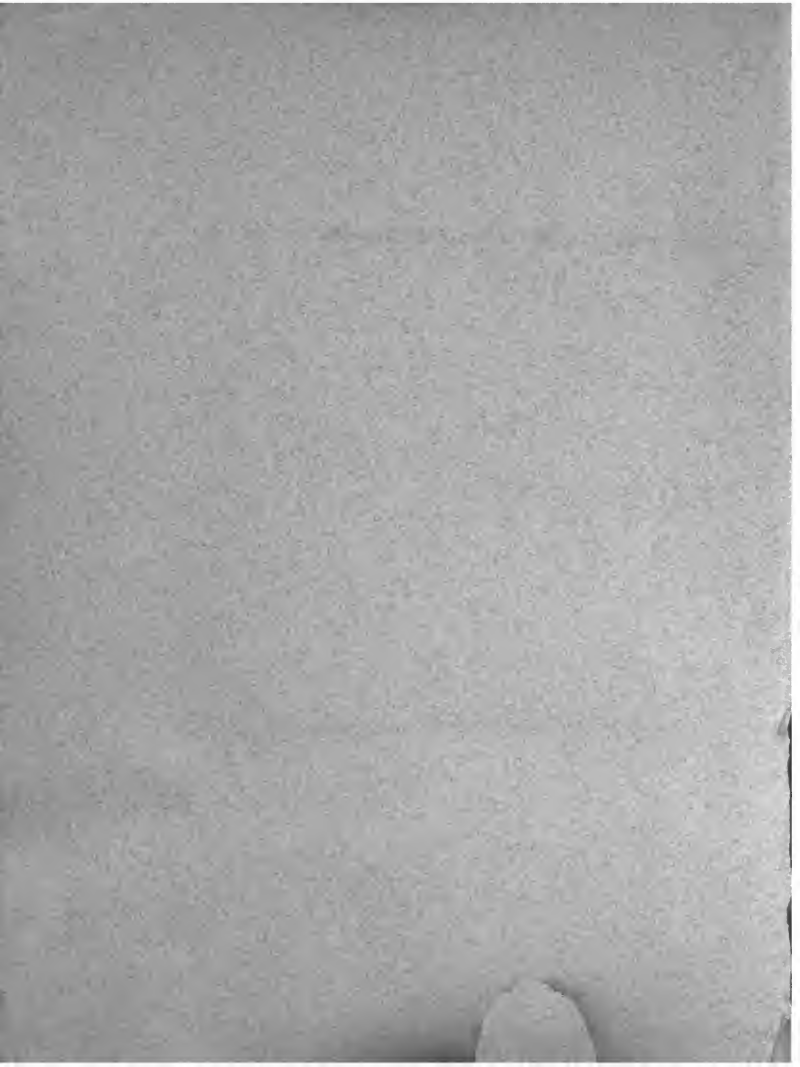
Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur

Von

Eduard Grisebach

Zweite, mit einem Anhang vermehrte Ausgabe

Stuttgart
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
G. m. b. H.



Schriften
von
dem selben Verfasser.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig:

G. C. Lichtenberg's Gedanken und Maximen.
Mit einer biographischen Einleitung von Eduard Grisebach . . . 3.— *ℳ.*

Edita und Inedita Schopenhaueriana. Eine Schopenhauer-Bibliographie sowie Randschriften und Briefe Arthur Schopenhauer's nebst Porträt, Wappen und Facsimile der Handschrift des Meisters herausgegeben zu Seinem hundertjährigen Geburtstage von Eduard Grisebach.
[Auf Büttenpapier, in Quarto] . . . . . 10.— „

Verlag von F. & P. Lehmann in Berlin:

Grisebach, Eduard: Die deutsche Litteratur
seit 1770 . . . . . 5.— „

— —: **Kin-ku-ki-kuan. Chinesisches Novellenbuch.** Die Freunde bis in den Tod. Die Rache des Fräuleins Wang. Die Geschichte Tschuangsöngs und seiner Gattin . . . . . 3.— „

— —: **Die treulose Wittwe. Chinesische Novelle** 1.— „

— —: **Chinesische Novellen. Die seltsame Geliebte. Das Juwelenkästchen.**
[Auf Büttenpapier, mit Vignetten nach chinesischen Originalen] . 3.60 „

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung:

G. A. Bürger's sämmtliche Gedichte. Herausgegeben von Eduard Grisebach. In zwei Bänden, deren erster die Gedichte nach der Ausgabe von 1789, der zweite die Nachgelassenen Gedichte, sowie eine litterarische Notiz und bibliographische Register enthält.

[Unter der Presse.]

Digitized by Google

Die Wanderung der Novelle

Digitized by Google

Goethe, I, 290 Pres 2

Die Wanderung der Novelle von der treulosen Witwe durch die Weltlitteratur

Von

Eduard Grisebach

Zweite, mit einem Anhang vermehrte Ausgabe

Berlin
Verlag von F. & P. Lehmann
6, Kronen-Straße, 6
1889

Digitized by Google

Digitized by Google

Latin
Harv.
1-26-31
20462

VORWORT

Als Friedrich Schlegel im Anfange dieſes Jahrhunderts zu Paris, wie berauſcht von der Entdeckung einer neuen Welt, ausrief: im Sanskrit iſt eigentlich die Quelle aller Sprachen und aller Gedanken und Gedichte des menſchlichen Geiſtes; alles, alles ſtammt aus Indien, ohne Ausnahme — das hat ſeitdem die nüchterne Forſchung Schritt für Schritt auf das vielſeitigſte beſtätigt. Die ariſchen Stämme haben ſich auf ihre Urheimat beſonnen, über den Erinnerungen ihrer Kinderjahre gegrübelt und mit der Vorwelt die Nachwelt, mit der Nachwelt die Vorwelt beleuchtet.

Die Märchen, welche ſeit Jahrhunderten den Kindern des Occidents erzählt wurden, wir wiſſen jetzt, daß die Ahnen ſie mitgebracht vom Hindukuſch, wie Alexander die Geſänge Homer's in jenem koſtbaren Käſtchen mit ſich führte. Die Novellen, die in allen Zungen des Mittelalters umgingen, ihr Grundmotiv hat meiſt nur einen Urſprung: im Gemüthe des erſten Volksdichters im Lande der Arya.

Die Zurückführung des Vielfältigen auf ſeine Einheit, dieſer Darwinismus der Litteraturgeſchichte, darf indeß die Beſonderheit der einzelnen Species nicht verwiſchen; neben der Urreinheit der Völker darf das Nationalitätsprincip in der geſchichtlichen Entwicklung nicht verkannt werden. Die Litteraturgeſchichte, diejenige, welche von einem höheren Standpunkte aus in großem Ueberblick die Weltpoeſie betrachten will, muß daher

Digitized by Google

vergleichend ſein, muß jedes Dichtungswerk in ſeiner nationalen Eigenthümlichkeit auf-zufaſſen ſuchen.

Zu einem Detailverſuche in dieſem Sinne bietet ſich die auf den vorſtehenden Blät-tern*) in einer ihrer älteſten und originellſten Verſionen mitgetheilte Novelle von der treuloſen Wittwe wie von ſelber dar. Denn faſt alle Nationen haben dieſen eminent ſocialen Stoff bearbeitet, und ſo lernen wir aus ihren verſchiedenen Geſtaltungen den Geiſt ebenſovieler Litteraturen kennen.

In den Apenninen, Montag den 13. Mai 1872.

Die erſte Faſſung der gegenwärtigen Unterſuchung war enthalten in dem Büchlein *Die Treulose Witwe | Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur | Von Eduard Grisebach | Wien | Verlag von L. Rosner | 22, Tuchlauben, 22 | 1873* Seite 41—137, und die ſoeben daraus wiederholte Vorrede S. 39—40.

Es waren von dieſem Buche 1000 Exemplare abgezogen worden, von denen, auf den Wunſch des damaligen Verlegers, gleich beim Druck 500 als «*Zweite Auflage*» bezeichnet wurden. Ich habe indeß ſpäter Schritte gethan, um dieſe geſammte ſ. g. zweite Auflage wieder vernichten zu laſſen, und darf annehmen, daß von der erſten, ganz unvollkommnen Geſtalt meiner Schrift nur etwa 500 Exemplare durch den Buchhandel verbreitet wor-den ſind.

Ende des Jahres 1876 gab ich unter dem nämlichen Titel eine neue «umgearbeitete Auflage» jenes Buches heraus (Stuttgart, Verlag von A. Kröner, 1877; nachmals Leipzig, Verlag von W. Friedrich, 1883), in welcher ſich meine Abhandlung S. 39—128 befindet. Nachdem bis zum Herbſt 1885 von dieſer 700 Exemplare (200 auf holländi-ſchem und 500 auf Schreibpapier) ſtarken Ausgabe etwa die Hälfte der Exemplare abge-ſetzt worden war, habe ich die Reſthälfte der Auflage einſtampfen laſſen.

Dreizehn Jahre nach jenem erſten Entwurf lege ich nun noch einmal die Hand an dieſe kleine Arbeit, u. z. vorausſichtlich die letzte Hand. Ich darf ſagen, daß von dem

---

*) Dieſe, chineſiſche, Verſion liegt jetzt in einer Separatausgabe vor: Die treuloſe Wittwe | Eine chineſiſche Novelle | Deutſch nach dem Aſiatic Journal *MDCCCXLIII* | von Eduard Geiſe-bach | Berlin | Verlag von F. & P. Lehmann | 1886. [38 Seiten, in Klein-Oktav.]

Digitized by Google

früheren Werk kaum ein Stein auf dem andern geblieben iſt, und aus friſchem und beſſerem Material, wenn auch mit Verwendung manchen alten Quaderſteins, ein ganz neuer Bau aufgeführt wurde —

«ut fundamento stabili fortasse maneret.»

Wie mir ſchon im Jahre 1875 Herr *Dr.* Karl Robert in Athen einen Beitrag zu dem langen Regiſter von «Einfällen aus der illuſtren Familie der Matrone von Epheſus» vermittelt, und Bruno Bucher in Wien mich an den zu Unrecht vergeſſenen Gellert erinnert hatte: ſo bin ich in meinen bibliographiſch-litterariſchen Forſchungen über den Gegenſtand diesmal beſonders durch überaus freundliche Mittheilungen gefördert worden, mit welchen die mir perſönlich unbekannten Herren Gymnaſiallehrer *Dr.* Johannes Bolte in Berlin und *Dr.* Friß Seelig in München aus ſpontanem Intereſſe an der Sache mich überraſcht haben. Ich benuße dieſe Gelegenheit, um ihnen meinen Dank zu wiederholen. Nicht minder habe ich dem Altmeiſter der vergleichenden Märchenforſchung Reinhold Köhler in Weimar für die gütige Beantwortung einer an ihn gerichteten Anfrage meinen verbindlichſten Dank abzuſtatten.

Mailand, am 25 jährigen Todestage Arthur Schopenhauer's.

Digitized by Google

Zur

Zweiten Ausgabe

Der Text meiner Abhandlung (S. 16—131) iſt in dieſer Neuausgabe durchweg unverändert geblieben. Man könnte derſelben auch jetzt noch entgegenhalten, daß die Beweisdokumente für die genetiſche Verknüpfung der verſchiedenen Erſcheinungsformen der Novelle nicht beigebracht ſeien: allein ich kann mich hinſichtlich dieſes Mangels mit Darwin tröſten. Die Idee, daß alle jene, den verſchiedenſten Zeiten und Nationen angehörigen Species der Novelle auf Eine (und zwar die indiſche) Urform zurückgehen, bleibt, trotz der nicht zu beſchaffenden Mittelglieder, darum dennoch beſtehen. Vielleicht finden ſich auch noch eines Tages dieſe heute fehlenden Zwiſchenformen.

Die gegenwärtige 2. Ausgabe unterſcheidet ſich daher von derjenigen von 1886 nur dadurch, daß die in der letzteren enthaltene «Einleitung» als ſolche jetzt fortgefallen und dafür ein Anhang neu hinzugefügt iſt. Ueber den Inhalt dieſes Anhangs darf ich auf Seite 134 verweiſen.

Zur Abhandlung habe ich folgende, nach Vollendung des Drucks mir bekannt gewordene Nachträge zu verzeichnen:

1) Der Titel der im § 6 (S. 85) gemeinten Ausgabe der Schriften Le Gay's lautet vollſtändig: *Mes souvenirs et autres opuscules poetiques. Par M. Le Gay. Nouvelle édition, ornée de figures. Pays de Vaud, Caen et Paris 1788.*

2) In dem ſelben § iſt am Ende (S. 90) hinzuzufügen:

Zu den unausgeführten Plänen Guſtav Flaubert's gehörte «*une sorte de Matrone d'Ephèse moderne*, [*Flaubert*] *ayant été séduit par un sujet que lui avait raconté Tourguéneff*» (*Lettres de Gustave Flaubert à George Sand. Précédées d'une étude par Guy de Maupassant. Paris 1884 p. LVI*).

Die neueſte ſehr originelle Darſtellung des Sujets gab Paul Alexis in der Novelle «*Après la bataille*» (*Soirées de Médan. Paris 1880 p. 255—295*).

Digitized by Google

3) Am Schluß des § 10 (101) iſt nachzutragen:

Richard Harris Barham (1788—1845) erzählt unſre Geſchichte in ſeinen «*Ingoldsby Legends*» unter dem Titel '*The knight and the Lady*'.

4) Im § 11 (S. 102) iſt auf briefliche Mittheilungen von Friß Seelig Bezug genommen: inzwiſchen hat derſelbe eine Monographie veröffentlicht «Der elſäßiſche Dichter Hans von Bühel. Eine litterarhiſtoriſche Unterſuchung» (Straßburger Studien, *III.* Band, 1887).

5) Im § 12 iſt zwiſchen Muſäus und Grübel einzuſchalten:

Im Versmaaß von Blumauer's Aeneis behandelte ein Anonymus ſeine «Matrone von Epheſus»:

Es war einmal zu Epheſus
Ein Männchen und ein Weibchen,
Sie lebten unter Scherz und Kuß
So züchtig wie zwei Täubchen.
Einſt aber ging zum Auſternſchmaus
Geſund und friſch das Männchen aus
Und kam maustodt nach Hauſe.

Das Weibchen ſtand nun muthlos da
Wie Vögel, die ſich mauſtern,
Und fluchte manch Anathema
Auf die verdammten Auſtern.
Nein, rief ſie, eh' der Tod uns trennt,
Eh' laß ich mich ins Monument
Mit meinem Schmerz begraben.

Man henkte juſt in nächſter Nacht
Ein Kraftgenie von Schelme.
Ein Fähndrich hielt bei ihm die Wacht,
Ein Liebesgott im Helme.
Doch wenn man den Gehenkten ſtahl,
So ſtand's um ſeine Schönheit kahl,
Es galt um Kopf und Kragen.

Um Mitternacht erblickt' er Licht
In eines Grabmals Fenſter.
Man weiß wohl, ſolch ein junger Wicht
Glaubt ſelten an Geſpenſter.

Digitized by Google

Raſch läuft er nach dem Grabmal hin,
Erblickt die junge Witwe drin
Und müht ſich, ſie zu tröſten.

Zum Tröſten taugt ein Fähndrich mehr
Als zwanzig Generale.
Man findet bald, er gleiche ſehr
Dem ſelgen Herrn Gemahle.
Schon wird der ſchöne Fähndrich keck,
Doch plötzlich heißt's zum größten Schreck:
Man hat den Schelm geſtohlen!

Sei ruhig, hebt die Wittwe an,
Ich rette gern dein Leben!
Ich will dir meinen todten Mann
Statt des Geſtohlnen geben!
Geſagt, gethan. Man packt ihn auf,
Und eine Viertelſtunde drauf
Hing Herr Gemahl am Galgen.

O weichgeſchaffnes Wittwenherz,
Dem ſolch ein Sieg gelungen!
Zu deiner Ehre hat Properz
Die große That beſungen.
Ach, ſelten iſt zu unſrer Zeit
Das Beiſpiel gleicher Zärtlichkeit
Und gleicher Seelenſtärke.

(Siehe *Dr.* Wuſtmann's Anthologie «Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodiſche Leute». S. 63. 64 der erſten Auflage [Leipzig 1886]. Wie mir der Herr Herausgeber mittheilt, entnahm er dieſe Burleske einer Sammlung von Balladen und Romanzen aus dem Anfang dieſes Jahrhunderts. Die Abfaſſung dürfte indeß ſpäteſtens in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts fallen.)

b) Das in dem ſelben § 12 erwähnte Gedicht Brentano's ‚des todten Bräutigams Lied' iſt im Jahre 1818 entſtanden (Angabe des Herausgebers der ‚Geſammelten Schriften von Clemens Brentano' *II*, 370).

Endlich bitte ich vor der Lektüre einige ſtehen gebliebene Druckfehler wie folgt verbeſſern zu wollen:

Digitized by Google

Es iſt zu leſen:

S.	27	Zeile	5 v. o.	Rabbi Salomo Jzchaki
«	27	»	6 v. o.	Schalſchelet ha-Kabbalah
«	28	»	10 v. o.	Raſchi (nicht Rabbi R.)
«	37	»	6 v. u.	*Costumes* und *Dandré*
«	60	»	3 v. u.	*ex libro*
«	73	»	10 v. o.	*Quando*que
«	93	»	8 v. o.	dieſen
«	99	»	2 v. o.	Triſtram; 1768: *Sentimental Yourney*
«	129	»	2 v. u.	Voll

Port au Prince, im März 1888
(Republik Haiti)

E. G.

Digitized by Google

Inhaltsübersicht.

Seite

Die Wanderung der Novelle von der treulosen Wittwe

§ 1. Aus der chinesischen erschlossene indische Grund-Form . . . 17
§ 2. Eine Talmud-Erzählung als Gegenstück 26
§ 3. Petronius' Matrone von Ephesus 29
§ 4. Die Novelle als Fabel 39
§ 5. Die Novelle im *Liber de septem sapientibus* 52
§ 6. Wanderung durch die französische Litteratur 76
§ 7. Wanderung durch die italienische Litteratur 90
§ 8. Die Novelle in der spanischen Litteratur 94
§ 9. Die Novelle in der russischen Litteratur 95
§ 10. Wanderung durch die englische Litteratur 96
§ 11. Die Novelle in den deutschen sieben weisen Meistern . . . 101
§ 12. Wanderung durch die deutsche Litteratur seit 1563 111
§ 13. Die Novelle im deutschen Volksmärchen 128

Anhang 133

Namenregister 147

Digitized by Google

Wanderung der Novelle
von der treuloſen Wittwe durch die Welt-Littera-tur

○

§ 1.

UNTER den Legenden, welche ſich auf die Perſonen des Stifters und der erſten Heiligen der chineſiſchen Tao-ſekte niedergelaſſen haben, finden wir folgende Doppelgeſchichte, deren Held, im 4. Jahrhundert vor unſrer Zeitrechnung lebend, als einer der «Zehn Weiſen» (*schih-tsî*) berühmt iſt.

Der Schüler Lao-tſze's, Tſchuang-ſöng, traf einſt auf dem Kirchhof eine Frau, welche über einem friſchen Grabe ihren Fächer ohne Unterlaß hin und her ſchwang. Befragt ſagte ſie, ihr verſtorbner Mann habe ſie gebeten, nicht eher wieder zu heirathen als bis die Erde ſeines Grabhügels trocken geworden ſei. Sie ſuche nun durch Fächern nachzuhelfen. Der Heilige ließ ſich den Fächer geben, ſchwang ihn über dem Hügel nach den Vorſchriften der Tao-Lehre und ſofort wurde die Erde trocken.

Mit dem ihm zum Andenken geſchenkten Fächer kehrte er nach Hauſe zurück und erzählte die Geſchichte ſeiner Frau Tiän-ſchi. Dieſe zerbricht empört den Fächer und erklärt, es gäbe nur Wenige, die jenem gefühlloſen Weibe glichen, ſie ſelbſt würde, wenn ſie Wittwe werden ſollte, es

Digitized by Google

zeitlebens bleiben. Tſchuang bezweifelt es. Nach einiger Zeit wird er krank und ſtirbt. Tiän-ſchi iſt in aufrichtige Trauer verſunken. Am ſiebenten Tage langt ein junger Prinz, früherer Schüler ihres Gatten, an, von einem alten Diener begleitet. Sie trauern zuſammen. Nach und nach verliebt ſie ſich in ihn und bietet ihm durch den Diener die Ehe an; nach langem Zögern des Prinzen wird endlich der Hochzeitstag feſtgeſetzt. Der Sarg des Todten wird nun aus der Prunkhalle in eine verfallene Hütte hinter dem Hauſe getragen. Am Hochzeitsabend fällt der junge Gatte plötzlich ohnmächtig zu Boden. Der Diener ſagt, nur das in Wein gekochte Mark aus dem Hirn eines Menſchen, der noch nicht 49 Tage todt ſei, könne ihn retten. Die Frau geht mit einem Beil an den Sarg ihres erſten Gemahls. Als ſie aber ein Stück vom Deckel abgeſchlagen, hört ſie die Leiche ſeufzen und alsbald erwacht Tſchuang-ſöng zum Leben. Sie iſt zuerſt ſehr erſchrocken, als ſie aber, mit ihrem Gemahl in das Wohnzimmer tretend, weder den Prinzen noch den Diener erblickt, kehrt ihr Muth zurück und ſie weiß nun ihres Gemahls Fragen ſchlau zu beantworten und heuchelt große Freude über ſein Wiederaufleben. Er thut anfangs als glaubte er ihr, dann aber reckt er ſeinen Finger aus und der Prinz und ſein Diener treten plötzlich ins Zimmer. («Sie gingen von Tſchuang-ſöng aus, der ſich ſelbſt in zwei theilte, indem er das Geſetz von der Theilung in Schatten und Weſen anwandte.») Da erkennt die Frau, daß ihr kein Ausweg blieb, reißt ſich den geſtickten Gürtel ab und hängt ſich ſelbſt. Tſchuang-ſöng aber ſingt ein tiefſinnig-peſſimiſtiſches Lied, ſich mit der Flöte begleitend, dann zerſchmettert er dieſe, legt Feuer an das Haus und wandert nach dem Weſten und heirathet nicht mehr.

Von dieſer Geſchichte kennen wir bis jetzt zwei verſchiedene chineſiſche Verſionen.

Die eine iſt metriſch, ein Volkslied, und wird als ſolches noch heute in

Digitized by Google

den Straßen von Schanghai von den Volksſängern vorgetragen. In engliſcher, übrigens das Versmaß des Originals nicht wiedergebender Ueberſetzung iſt dies Volkslied mitgetheilt in dem Buche: «*The Jade Chaplet in twenty four beads. A collection of Songs, Ballads etc. From the Chinese by George Carter Stent. London, Trübner & Co., 1874.*»

Die andre Verſion iſt eine proſaiſche Erzählung, in welcher die Heiligenlegende zur Novelle geworden iſt. Dieſe iſt enthalten in dem großen Novellen-Sammelwerk Kin-ku-ki-kuan, d. h. Schauplatz neuer und alter außerordentlicher Geſchichten. Während einzelne Beſtandtheile dieſes Werkes als Abfaſſungszeit das Ende des 16. Jahrhunderts nach Chr. ergeben, weiſen andre auf das Ende des 15. Jahrhunderts hin. Aber ſchon der Titel weiſt aus, daß in der Sammlung auch Geſchichten des Alterthums mitaufgenommen worden ſind, und zu den letzteren gehört eben unſre Novelle von Tſchuang-ſöng.

Einzelne Novellen des Kin-ku-ki-kuan, und insbeſondere die vorliegende, wurden dem Occident zuerſt bekannt durch das große Werk der franzöſiſchen Jeſuiten-Miſſionare: «*Description géographique, historique etc. de l'Empire de la Chine et de la Tartarie chinoise. Par le P. J. B. du Halde. Paris 1735.*» In dem holländiſchen Nachdruck dieſes Werkes (*Nouvelle Edition. A la Haye 1736*) ſteht die Novelle unter dem Titel «*La Matrone du pays de Soung*» im Band *III, p.* 401—416. Der Ueberſetzer war der Jeſuitenpater d'Entrecolles. Nach der Haager Ausgabe iſt die deutſche Ueberſetzung gearbeitet (4 Bände, Roſtock 1747). Die Novelle allein wurde wiederholt 1755 im *Journal Etranger* («*avec quelques changements*»). Ferner unter dem Titel «*Tschouang-tse et Tien ou La Matrone Chinoise*» in dem Buche «*Satire de Pétrone, chevalier romain. Nouvelle traduction par le citoyen D*****. Suivie de considérations sur la Matrone d'Ephèse et d'un Conte chinois sur le même sujet. Paris 1803.*» Sodann in den «*Contes chinois traduits par MM. Davis, Thoms, le P. d'Entrecolles etc. et publiés par M.*

Digitized by Google

Abel Rémusat. Paris 1827» (*vol. III, no. 3*). Endlich in dem koſtbar ausgeſtatteten, mit geiſtreichen farbigen Illuſtrationen geſchmückten Werke «*La Matrone du Pays de Soung. Paris, A. Lahure, MDCCCLXXXIV.*»

Die Ueberſetzung des Jeſuitenpaters war indeß kaum mehr als Paraphraſe, und erſt länger als ein Jahrhundert ſpäter erhielten wir eine wirkliche, von einem großen Sprachgelehrten herrührende Interlinearverſion, welche im *Asiatic Journal* (1843, *vol. I, p.* 607—618) unter dem Titel «*The Impatient Widow*» anonym erſchien. Samuel Birch hat dieſe ſeine Ueberſetzung nachmals ausdrücklich anerkannt und mit Zugrundelegung einer neuen, hie und da abweichenden Redaktion des Kin-ku-ki-kuan nochmals herausgegeben in einem beſondern Buche «*The Chinese Widow. Translated from the Chinese by Samuel Birch, Esq. L. L. D. London: Published at the Office of the Phœnix, 3, George Yard, Lombard Street. 1872.*»

Sowohl den Text von 1843, als denjenigen von 1872 habe ich getreu ins Deutſche übertragen, den erſteren in der erſten Ausgabe der «Treuloſen Wittwe» (ſiehe oben: Vorwort), den letzteren in meinem Buche «Kin-ku-ki-kuan. Alte und neue Novellen der Chineſiſchen 1001 Nacht» [Stuttgart, Gebrüder Kröner, 1880] S. 101—131.*)

Bis dahin ſcheint die engliſche Arbeit ganz unbekannt geblieben zu ſein. Auch Felix Liebrecht in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung der *History of fiction* von 1816 (John Dunlop's Geſchichte der Proſadichtungen u. ſ. w. Aus dem Engliſchen übertragen und vielfach vermehrt und berichtigt. Berlin 1851) kannte nur die franzöſiſche Ueberſetzung und ſo urtheilte er S. 523 über unſre Novelle und die andern in der Remüſatſchen Sammlung enthaltenen: «In dieſen Novellen wird auch der Leſer nicht, wie ſonſt oft, durch zu häufige Anſpielungen auf Erklärung bedürfende Sitten u. ſ. w. in dem Geſammtgenuſſe des Ganzen gehemmt.»

*) Danach ins Rumäniſche überſetzt von Titu Maiorescu: «*Vedova necredincioasa*» (*Craiova, Editura Librăriei S. Samitca, 1882*).

Digitized by Google

Ein sehr zweifelhaftes Lob! Grade im Roman, der ein Spiegelbild nationaler Sitte sein soll, müssen, je vollkommner er seiner Aufgabe gerecht werden will, um so mehr von jenen tausend Fäden nationaler Eigenthümlichkeit, Sitte, Sittlichkeit und Unsittlichkeit eingewebt sein, welche wieder bei jedem Volke bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit verschieden sein können. Nun wir die Birch'sche Uebersetzung kennen, sehen wir sogleich, daß Liebrechts Lob unsre Novelle nicht treffen kann. Denn auch ohne Kenntniß des chinesischen Urtextes ergiebt eine Vergleichung des Franzosen mit dem Engländer sofort, daß jener nur eine glatte, lückenhafte, gerade das nationale Gepräge verwischende Paraphrase; dieser offenbar eine treue, fast interlineare Uebersetzung gegeben hat, wie er das in dem kurzen einleitenden Bericht auch ausdrücklich versichert. Der Franzose hat sich hier dem chinesischen Autor gegenüber ungefähr benommen wie Voltaire und noch mehr die späteren Uebersetzer (vor den Romantikern) dem Shakespeare gegenüber, nach jenem Goethe'schen Recepte nämlich

«Mußt all die garstgen Wörter lindern.»

Unter den garstigen Wörtern versteht der frühere französische und leider jetzt auch deutsche falsche Idealismus aber alles was an die unschöne Wirklichkeit nur erinnern könnte, alle kühnen Ausbrüche des poetischen Realismus, an denen Shakespeare grade so reich ist. Diese Partisane des *siècle Louis XIV* haben die *tarte à la crème* des großen Molière vergessen, und finden nur ihren Racine nachahmenswürdig, der 1697 die Ratte (*rat*) aus seinem Wappen strich, um hinfort nur den poetischen Schwan (*cygne*) als ein anständiges dichterisches Thier darin weiter zu führen! Glücklicherweise haben die französischen Romantiker zu dem ächten Shakespeare hin und zu Molière, Rabelais, La Sale, Villon und dem Autor des Pathelin zurückgeführt. —

Wir sind also erst durch Samuel Birch's Uebersetzung zu einer wissen-

Digitized by Google

ſchaftlichen Behandlung dieſer chineſiſchen Novelle überhaupt in den Stand geſetzt.

Die erſte Frage, die ſich aufwirft, iſt die nach der Herkunft der Novelle.

Der Held derſelben iſt, wie bereits angedeutet, ein bekannter Heiliger der Tao-Sekte. Außer Tſchuang-ſöng ſind als ſeine Namen auch Tſchuang-tſchau und Tſchuang-tſze (letzteres = der Gelehrte Tſchuang) überliefert. Er war der Zeitgenoſſe des Kaiſers Hſiän-wang (368—319 v. Chr.). Sein hinterlaſſenes Hauptwerk, aus 10 Büchern beſtehend, führte anfangs den Titel «Tſchuang-tſze», im Jahre 742 n. Chr. wurde demſelben aber auf Befehl der Regierung der Titel «Nan-chua-tſchin-king» (der ächte Klaſſiker des Nan-chua-Hügels) beigelegt.

Der ſtarke Einfluß des Buddhismus auf die Tao-Lehre iſt für die Zeiten ſeit officieller Einführung der Buddha-Religion in China*) erwieſene Thatſache, nicht unbeſtritten iſt dagegen, ob auch Lao-tſze ſelbſt bereits unter dem Einfluß ſeines älteren indiſchen Zeitgenoſſen ſtand, und wie ſich die Einwirkung des Buddhismus auf die Tao-ſekte in den fünf erſten Jahrhunderten ihres Beſtehens geſtaltete.

Sicher iſt, daß Lao-tſze am 14. Tage des 9. Monats des Jahres 604 vor unſrer Zeitrechnung geboren wurde. (Pauthier a. a. O. p. 111.) Sein Biograph Sze-ma-tſian bezeugt, daß er in ſeinem 87. Jahre eine Zuſammenkunft mit dem 50 Jahre jüngern Kung-tſze (Konfucius) hatte. Er lebte alſo noch im Jahre 517. Sein Todesjahr iſt unbekannt.

Das Todesjahr des Buddha ſetzen nun die ſinghaleſiſchen Quellen übereinſtimmend auf 543 vor unſrer Zeitrechnung, wo er 80 Jahr alt in Nirwana eingegangen; was als Geburtsjahr 623 ergiebt. Der Königsſohn der Sakya war alſo etwa 20 Jahre älter als Lao-tſze.

---

*) 64 nach Chr. Siehe G. Pauthier, *Chine ou description historique, géographique et littéraire de ce vaste empire, d'apres des documents chinois* [Paris 1838] p. 480. 490.

Digitized by Google

Sicher iſt ferner, daß die Bibel des Taoismus, das Tao-ti-king, von Lao-tſze ſelbſt herrührt. Der Inhalt dieſes Grundwerks berührt ſich aber bereits ſo innig mit buddhiſtiſchen Vorſtellungen,*) daß aus dieſen innern Gründen eine direkte oder indirekte Einwirkung der Buddha- auf die Tao-Lehre nicht abzuweiſen dürfte. Dazu kommt, daß die Tradition einſtimmig von Lao-tſze bezeugt, er habe eine Reiſe nach den Ländern weſtlich vom chineſiſchen Reiche unternommen. Es iſt dies die erſte Reiſe eines Philoſophen nach dem Weſten, welche die chineſiſche Geſchichte kennt (Pauthier, *a. a. O. p.* 113). Hat ihn die Reiſe nicht bis Indien ſelbſt geführt, ſo konnte ſie ihm doch Gelegenheit bieten, von den eben ihren Siegeszug beginnenden buddhiſtiſchen Ideen Kenntniß zu erhalten.

In begreiflichem Nationalſtolz drehen die chineſiſchen Geſchichtsſchreiber die Sache um.

Pauthier überſetzt im *Journal Asiatique* folgende Stelle eines chineſiſchen Werkes: «Der Inhalt der Bücher des Fu-tu (Buddha) ſtimmt vollkommen mit der Lehre des Lao-tſze aus dem Reich der Mitte überein. Nun wird allgemein angenommen, daß der Letztere zum weſtlichen Thor der Grenze von China hinausgegangen ſei und die Weſtländer durchreiſt habe, um nach Tiän-tſchu (Indien) zu wandern und die Barbaren zu unterrichten.» (Citirt in F. v. Richthofen's «China» *I*, 502.)

Ja, das taoiſtiſche Werk Schin-ſian-kian (Spiegel der heiligen Anachoreten oder der Unſterblichen) läßt ſogar den Buddha nach China reiſen, um daſelbſt die ſchon vor ihm vorhandene «Lehre von der Beruhi-

*) «Die Metaphyſik des Buches über Kraft und Wirkung (Tao-te-king) ſcheint ihrem Weſen nach nicht von der des Buddhismus verſchieden zu ſein» (C. J. Neumann, Lehrſaal des Mittelreiches [München 1836] S. 15). «*The points of similarity between Taouism and Brahmanism as expounded in the Upanishads are so striking that we are led irresistibly to the conclusion that they are developments of one form of faith*» (*Athenaeum, octob. 17, 1885: Taoist Texts. By F. H. Balfour. London, Trübner & Co.*).

Digitized by Google

gung» zu erlangen. (Schott, Entwurf einer Beschreibung der chinesischen Litteratur, S. 322.)

Es widerlegt sich diese Umkehrung des Sachverhältnisses schon durch eine Stelle des Tao-ti-king selbst. Lao-tsze sagt: «*Je ne fais qu'enseigner ce que des hommes ont déjà enseigné avant moi*». (*Pauthier, Chine, p. 116.*) In China aber hatte nie jemand ähnliches vorgetragen wie den Inhalt des Tao-ti-king, es muß derselbe also von außerhalb, und er kann dann nur aus Indien stammen, sei es aus der Buddhalehre selbst, oder aus der ihr vorangehenden, sie im Keim enthaltenden Sankhya-Philosophie.

Wie man sich aber auch zu dieser Frage stellen mag: die Einwirkung des Buddhismus auf die weitere Entwicklung des Taoismus, bereits in den Jahrhunderten vor unsrer Zeitrechnung, ist schwerlich abzuweisen.

Die Vermittler der buddhistischen Lehren zwischen Indien und China waren in dieser Zeit das im Tarymbecken, in der Nähe von Khotan ansässige Volk der Yuetschi. Dasselbe ist tibetanischen Ursprungs und heißt mit dem indischen Namen Tukhara. Die Tukhara werden im Mahabharata als dem Pandava-König Felle, Eisen und Seide bringend erwähnt. Schon aus dieser Notiz ergiebt sich die frühe Beziehung zwischen den seidenhandelnden Yuetschi und den seidenerzeugenden Chinesen. Erst im Jahre 157 v. Chr. wurden die Tukhara-Yuetschi aus dem Tarymbecken vertrieben und wanderten nach den Orusgegenden, wo Tokharistan in den nachfolgenden Jahrhunderten eine Hauptstätte des Buddhismus war (v. Richthofen, a. a. O. S. 440. 441). Bei den Yuetschi wird nun ein bereits im Jahre 288 v. Chr. erbauter kolossaler Buddhatempel in chinesischen Nachrichten bezeugt, und eben diese historische Ueberlieferung macht die Richtigkeit der andern wahrscheinlich, daß nämlich die ersten buddhistischen Pilger im Jahre 217 v. Chr. nach China gekommen sind (v. Richthofen, S. 501).

Beim Vorhandensein solcher bestimmten Daten, wie das Erscheinen

Digitized by Google

buddhiſtiſcher Pilger, iſt aber anzunehmen, daß nicht aufgezeichnete Einwirkungen der neuen Weltreligion ſchon lange vorher von Indien nach China herübergeſpielt haben.

Iſt dies richtig, ſo wird auch die Heiligenlegende von Tſchuang-ſöng auf eine buddhiſtiſche Quelle zurückzuführen ſein.

Im allgemeinen kann man hierauf ſchon aus der Erwähnung der Seelenwanderung in der (oben nicht berührten) Vorgeſchichte des Helden ſchließen: «In den erſten Zeiten des Chaos war Tſchuang-ſöng ein weißer Schmetterling geweſen und als ſolcher von dem Grünen Phönix verſchluckt. Die Seele des Schmetterlings war aber nicht mit zerſtört, ſondern ihr Loos war, wieder zu erſcheinen in der Welt und Tſchuang-ſöng zu werden.» Auch die Fähigkeit, nach ſeinem Scheintode in andere Geſtalten einzugehn, weiſt auf die Vorſtellung von der Metempſychoſe hin. Dieſe tiefe Konception iſt aber ſo originell indiſch, daß überall, wo ſie in einer Fabel oder Novelle auftritt, damit deren indiſche Abkunft dokumentirt wird.

Ich bin indeſſen im gegenwärtigen Falle ſo glücklich geweſen für dieſe Annahme einen noch poſitiveren Beweis aufgefunden zu haben.

In der Einleitung unſrer Novelle wird der Vers angeführt:

«Gatte und Gattin ſind fürwahr Vögel aus dem ſelben Haine,
Die da warten, bis der Tag dämmert, und alsdann fliegt jedes
ſeinen Weg.»

Nun ſteht ganz die ſelbe Stelle in dem aus dem Sanskrit überſetzten chineſiſchen Werke Fa-yuen-tſchu-lin:

«*Le Brâhmane parla ensuite à la femme du défunt: Votre mari est mort, pourquoi ne pleurez-vous pas? — Cette femme lui répondit par une comparaison. C'est, lui dit-elle, comme deux oiseaux qui volent et vont se reposer au sommet d'un grand arbre; ils s'arrêtent et dorment ensemble. Puis, aux pre-*

Digitized by Google

mières heures du jour, ils se lèvent et s'envolent chacun de leur côté» (*Stanislas Julien, Contes et apologues indiens* [*Paris 1859*] *I, 12 f.* «*De ceux qui se sont dépouillés de toute affection*» aus «*La forêt des perles du Jardin de la Loi*»).

Das Original des genannten chineſiſchen Werkes iſt, nach dem Ueberſetzer, eine rein buddhiſtiſche Encyklopädie, die indeß bis jetzt nicht bekannt war. Dieſe und ähnliche chineſiſche Uebertragungen von Sanskritwerken ſind für uns um ſo koſtbarer, als die indiſchen Originale heute meiſt als verloren betrachtet werden müſſen.

Aus allem bisher Ausgeführten werden wir daher auf Indien als die Heimath der chineſiſch-taoiſtiſchen Legende verwieſen. Da nun der Taoheilige, auf deſſen Perſon ſie ſich niedergelaſſen, dem 4. Jahrhundert v. Chr. angehört, ſo dürfte die Uebertragung der Legende aus Indien nach China ſchwerlich ſehr viel ſpäter anzuſetzen ſein.

§ 2.

Zu der bisher betrachteten chineſiſch-indiſchen Novelle finden wir ein merkwürdiges Gegenſtück in einer talmudiſchen Erzählung. Wenn ich auch deren genetiſche Verbindung mit der indiſchen Mutternovelle und ihre Wanderung von den Indern zu den Perſern und von dort zu den Juden heute nicht mit der ſelben jugendlichen Sicherheit behaupten möchte wie in der früheren Ausgabe dieſer Schrift (*ed.* 1877, S. 70) ſo ſcheinen mir die Analogien doch bedeutſam genug, um dieſe Hiſtorie vom Rabbi Meïr und ſeiner Gattin Berurja hier nicht ganz zu übergehen.

Auf dieſelbe wird bereits in der Babyloniſchen Gemara, im 1. Kapitel des Traktats Avodaſara angeſpielt. Daſelbſt wird von dem berühmten Rabbi Meïr eine ihm paſſirte fatale Geſchichte erzählt und am Schluſſe

Digitized by Google

derſelben geſagt: einige meinten er ſei dieſerhalb nach Babylonien geflohen, andere aber wegen der Dinge die mit ſeiner Gattin Berurja vorgefallen. Dieſe Geſchichte von Rabbi Meïr und ſeiner Gattin Berurja theilt die Gemara ſelbſt, ſie als bekannt vorausſetzend, nicht mit; erſt Salomon-ben-Iſaak, genannt Raſchi, in der Gloſſa Marginalis, und Gedalja (Schalcheleth, Kakkabalah *fol.* 31, *col.* 2) berichten ſie uns folgendermaßen:

Berurja, die Tochter des Rabbi Chanina, welche in ihrer Jugend während der Wintertage von dreihundert Meiſtern in der Wiſſenſchaft unterwieſen war, heirathete nachmals den Schüler des Rabbi Ben Akiba, Rabbi Meïr, «das Licht des Geſetzes». Eines Tages las ſie den Ausſpruch der Weiſen: alle Frauen ſeien leichtſinnig, und voll Zorn ſchrieb ſie an den Rand ihres Buches: ausgenommen Berurja. Rabbi Meïr aber, ihr Gemahl, als er dieſe Randgloſſe wahrnahm bemerkte ihr: es werde die Zeit kommen wo ſie ſelbſt die Wahrheit des Wortes der Rabbiner anerkennen werde. Und er zog einen ſeiner Schüler ins Vertrauen und ſtiftete ihn an, die Berurja zu verführen. Der Schüler, ein ſehr ſchöner junger Mann, wußte nach langen Bemühungen endlich das Jawort und ein Stelldichein von Berurja zu erlangen. Rabbi Meïr aber begab ſich zur beſtimmten Stunde heimlich an Stelle des Schülers zu ſeiner Gattin, welche ihn für den Liebhaber hielt und alles gewährte was ſie jenem verſprochen hatte (*R. Meïrum tacite in locum discipuli illius successisse et cum illa concubuisse*). Am Morgen erſt gab ſich der Rabbi zu erkennen, und als ſie ſah, daß ſie des Vergehens überführt war, hängte ſie ſich ſelbſt. Rabbi Meïr aber verließ die Stadt und wanderte nach Babylonien. — (*Tractatus talmudici Avodasara sive de Idolatria Caput primum e Gemara Babylonica latine redditum a G. E. Edzardo* [Hamburg *1705*] *p. 326 f.*; vgl. auch Wagenſeil, *Sota h. e. liber Mischnicus de uxore adulterii suspecti una cum Libri En Jacob Excerptis Gemarae. Altdorfi 1674.*)

Digitized by Google

Rabbi Meïr's Lehrer, Rabbi Ben Akiba wurde im Jahre 135 n. Chr. wegen Theilnahme am Aufstand des Bar Cochba auf Befehl des Feldherrn Hadrian's hingerichtet. Der Vater der Berurja, Chanina-ben-Theradion lebte um die Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr.

Es wird nun der Abschluß der ungeschriebenen Mischna um das Jahr 200 n. Chr. gesetzt. Die Fortbildung derselben durch die Gemara erreichte ihren Abschluß in der Babylonischen Gemara, Ende des 5. Jahrhunderts n. Chr. (Emanuel Deutsch, der Talmud. Vom Verfasser autorisirte Ausgabe [Berlin 1869] S. 33. 43).

Rabbi Raschi gehörte der französischen Glossatorenschule an, geboren zu Troyes in der Champagne 1040, gestorben 1105.

Hiernach kann unsre Geschichte frühestens Ende des 2. Jahrhunderts n. Chr. angesetzt werden.

Wir haben in ihr eine jüdische Rabbi-legende, wie der Held der chinesischen Novelle ein Taopriester war. Der semitische Rationalismus hat der letzteren nur die buddhistisch-taoistische Phantastik ausgezogen. Der Ehemann stirbt nicht, um sodann in die Gestalt des neuen Bräutigams (seines Schülers in beiden Erzählungen) einzugehen, zu dem Zwecke, seine Wittwe zu versuchen und dann zu beschämen; sondern der Mann stiftet seinen Schüler an und spielt dann nicht als Geist, sondern in Fleisch und Bein dessen Rolle. Sehr bemerkenswerth ist auch die Uebereinstimmung in der Veranlassung zu dem ganzen Ehedrama, der Ueberhebung der Ehefrau: sie sei anders als andre, und der Widerspruch des Gatten: sie werde einst erkennen, daß er recht habe. Ganz übereinstimmend verläuft dann auch der Schluß. Ich will indessen gern zugeben, daß diese Analogien auch rein zufällige sein können.

Die von mir zum ersten Mal aus den Quellen wiedergegebene Talmud-Novelle ist auch in Jolowicz' «Polyglotte der Orientalischen Poesie in metrischen Uebersetzungen deutscher Dichter» (Leipzig 1853 S. 312 f.)

Digitized by Google

aufgenommen, wo dieſelbe freilich in Geſtalt einer Ballade erſcheint, gegen welche gehalten die Lieder der Bänkelſänger auf den Jahrmärkten noch als erhabene Poeſie gelten könnten. Jolowicz nennt, ohne jeden weitern Zuſatz, den Dichter «Tendlau». Erſt im gegenwärtigen Jahre (1885) iſt es mir gelungen, den Standort aufzufinden, von welchem der Kompilator der «Polyglotte» ſein Balladengewächs ausgehoben hat: «Das Buch der Sagen und Legenden jüdiſcher Vorzeit. Nach den Quellen bearbeitet von Abraham M. Tendlau. Stuttgart, Caſt, 1842.» (S. 42—46: «Beruriah, das Weib»). Der Rabbiner J. Stern in ſeiner Schrift «Die Frau im Talmud» (Zürich 1879) hat, ohne Tendlau zu nennen, deſſen tollgewordene Proſa wenigſtens in eine nüchterne aufgelöſt. Auf die von Tendlau auch inhaltlich verunſtalteten Quellen iſt er nicht zurückgegangen.

§ 3.

Als Indien die Schätze ſeiner Religion, Philoſophie und ſchönen Litteratur verſchwenderiſch dem Oſten zuführte, ſo kamen ſie nicht minder dem Weſten zu gute. Im Neuen Teſtamente iſt, nach Arthur Schopenhauer's ſchönem Ausſpruch, wie ein von fernen Gefilden hergewehter Blüthenſtaub der Geiſt der Indiſchen Weisheit zu ſpüren. (Parerga *II*, 316 der erſten Auflage.) Pythagoras, Empedokles und Platon haben über Egypten die Lehre von der Seelenwanderung und die Urweisheit des Brahmanismus und Buddhismus empfangen. (Ebenda *I*, 35. 38.) Die Fabeln, Märchen und Novellen des Occidents ſtammen aus Indien.*)

*) «Der Biſchof Huet (*Lettre de l'origine des Romans. Paris 1670*) wußte ſo gut wie wir, daß die Märchen urſprünglich aus Indien ſtammen und durch Perſien über Bagdad und Konſtantinopel zu uns gelangt ſind.» Max Müller, Eſſays, deutſch von Liebrecht [Leipzig 1872] *III*, 309.

Digitized by Google

Und ſo finden wir die chineſiſch-indiſche Novelle von Tſchuang-ſöng im erſten Jahrhundert n. Chr. in Rom wieder.

Sie iſt in eigenthümlicher Umbildung in den nur in Bruchſtücken auf uns gekommenen großen Roman des Petronius eingeflochten.

Von ſeinem Verfaſſer, Cajus Petronius Arbiter, wiſſen wir aus Tacitus, daß er Prokonſul in Bithynien, dann Konſul geweſen und ſich tüchtig und den Geſchäften gewachſen gezeigt habe (*vigentem se ac parem negotiis ostendit*). Er wurde ſpäter unter die wenigen engeren Vertrauten des Kaiſers Nero aufgenommen, und galt als «*elegantiae arbiter*» viel bei ihm, bis er durch eine Intrigue des Tigellinus dahin gebracht wurde, ſich, wie Seneka, durch Oeffnen der Ader das Leben zu nehmen. Sein Tod fällt ins Jahr 66 n. Chr. Als Teſtament, mit ſeinem Siegel verſchloſſen, ſchickte er dem Kaiſer ſeinen Roman zu, in welchem er unter fingirtem Namen die Ausſchweifungen Nero's und ſeiner Günſtlinge geſchildert hatte (*flagitia principis sub nominibus exoletorum feminarumque et novitatem cuiusque stupri perscripsit atque obsignata misit Neroni. Tac. Annal. XVI, 18*).

Der Titel ſeines Romans iſt uns nicht erhalten. In der *Editio princeps* (in den *Panegyrici veteres*, wahrſcheinlich gedruckt Mailand 1482) lautet die Ueberſchrift: *Petronii arbitri satyrici fragmenta quae exstant.* Ebenſo in der erſten Einzelausgabe, Venedig 1499. In der Wiener Ausgabe von 1517 erſcheint: *Petronii Satyra;* in dem Lyoner Druck von 1575: *Satyricon.* Dieſe letzte Bezeichnung iſt ſeitdem die übliche geweſen. Zufolge der neuerlichen (von Scheller-Lünemann 1807 noch verworfenen) Annahme der Philologen, daß die römiſche *Satira* (= *satura*) mit der griechiſchen σατυρική (*sc.* ποίησις) nichts zu thun habe, werden jetzt auch die Fragmente des Petronius als «*Satirae*» bezeichnet (*Petronii Satirae et liber Priapaeorum. Iterum ed. F. Buecheler. Berolini 1871*).

Im Kapitel 111 und 112 ſteht nun daſelbſt folgende Erzählung:

Digitized by Google

Eine Matrone in Epheſus wollte ſich über den Tod ihres Gemahls gar nicht tröſten laſſen und zufrieden geben. Weder ihre Verwandten, noch die Obrigkeit konnten ſie von dem Entſchluß abbringen, an der Leiche ihres Mannes durch Verhungern den Tod zu ſuchen. Fünf Tage ſchon brachte ſie, nur von einer treuen Magd begleitet, im Grabgewölbe zu.

Unweit deſſelben war ein Hochgericht, und der Gouverneur der Provinz hatte daſelbſt Räuber ans Kreuz ſchlagen laſſen, die ein Soldat bewachte. Als dieſer Licht durch einen Spalt des Grabgewölbes erblickte und darin ſeufzen hörte, kam er neugierig heran und erfuhr bald was ſich zutrug. Eilig brachte er Speiſe und Trank herbei und ſuchte die Trauernde zu tröſten. Aber ſie will nicht hören und erſt als die Magd, durch den Duft des Weines verführt, getrunken und gegeſſen, überredet ſie auch die Herrin. *Ceterum scitis quid plerumque soleat temptare humanam satietatem:* es dauert nicht lange, daß der Soldat auch übrigens allen Widerſtand der Frau beſiegt.

Nach drei glücklichen Nächten bemerkt der Soldat plötzlich, daß der Leichnam des einen Gekreuzigten von den Verwandten geraubt ſei. Er beſchließt das Urtheil des Richters, das ihn treffen muß, nicht abzuwarten, ſondern ſich ſelbſt zu tödten. Die Wittwe aber, eben ſo mitleidig als keuſch (*non minus misericors quam pudica*), verhindert den Selbſtmord:

— Das wollen die Götter nicht, daß ich zu gleicher Zeit den Tod der beiden, mir auf Erden liebſten Menſchen erlebe. Lieber will ich den Körper des todten Gatten an das Kreuz hängen, als den lebenden dem Tod in die Arme treiben.

Und der Soldat folgt dem Rath der klügſten der Frauen.

Hier endet die Erzählung, welche der Dichter Eumolpus auf einem nach Tarent fahrenden Schiffe zum beſten giebt. Im folgenden Kapitel (113) wird die Wirkung derſelben auf die Zuhörer geſchildert. Während die Schiffer lachen, wird die Buhlerin Tryphaena nicht wenig roth

Digitized by Google

und verbirgt ihr Geſicht am Nacken des Gito. Lichas aber, der Schiffskapitän, ſagt: wenn der Kaiſer gerecht geweſen wäre, ſo hätte er den Körper des *pater-familias* in das Grabmal zurückgebracht, das Weib aber an das Kreuz ſchlagen laſſen. —

Eine einfache Vergleichung dieſer Geſchichte mit unſrer chineſiſchen erweiſt die genetiſche Verbindung beider. Es iſt völlig ausgeſchloſſen, daß die eine unabhängig von der andern entſtanden ſei, ſo mannichfache Abweichungen zwiſchen beiden Verſionen auch obwalten.

Sehen wir ſie uns darauf etwas näher an!

Wie der Held der chineſiſchen Novelle ein hochgebildeter Philoſoph war, welchen Könige zum Miniſter begehrten, ſo iſt die Sphäre, in die Petronius ſeine Geſchichte verlegt hat, die der römiſchen Wachtſtube. Sie iſt unter ſeinen Händen zu einem Soldatenabenteuer geworden. Ich ſage nichts gegen die Art ſeiner Darſtellung: da iſt kein Wort zu viel, alles prägnant, lapidariſch, anſchaulich, vortrefflich, ein kleines Meiſterwerk, aber völlig niederländiſcher Schule, während über der chineſiſchen Novelle eine zarte ſittliche Grazie ſchwebt, ein Hauch wie über den Bildern Giottos und Fieſoles. Der chineſiſche Erzähler iſt gewiß ganz ebenſo realiſtiſch zu Werke gegangen, er hat ſich nicht geſcheut, auch die kraſſeſten Dinge einfach natürlich zu erzählen, aber er iſt doch ein größerer Poet als dieſer Römer. Er verſteht es uns die Rührung mitzutheilen, welche Tſchuang-ſöng empfindet, als er die Flöte an der Leiche ſeiner erhängten Frau in Stücken bricht und das Haus, wo er mit ihr gelebt, in Brand ſteckt mitſammt ihrem Sarge. Einen ſo tiefen poetiſchen Eindruck vermag Petron nicht zu erwecken.

Von dem verſtorbnen Gemahle, der bei dem Chineſen die Hauptrolle ſpielt, erfahren wir bei Petron nichts, hier agirt er nur als Leichnam mit. Der Soldat, der die trauernde Wittwe tröſtet, iſt eine wirkliche dritte Perſon. Von dem tiefſinnigen Zuge des Chineſen, welcher jeden

Digitized by Google

Dritten ausschließend das Ehedrama nur allein zwischen den beiden Gatten abspielen läßt, und wo, indem die Wittwe nur einem Schattenbilde gegenüber untreu wurde, gleichsam nur eine Sünde in Gedanken bestraft wird — ist bei dem Römer jede Spur verwischt. Die Idee der Metempsychose und was damit zusammenhängt ist auf der weiten Wanderung der Novelle völlig abhanden gekommen. Neu mußte eben deshalb auch die Verwendung des todten Körpers zu Gunsten des lebenden erfunden werden. Wie bei dem Chinesen das Gehirn des scheinbar Todten als Medizin für den todtkranken Lebenden gebraucht werden sollte, so muß bei dem Römer der ganze Leichnam als Heilmittel für den mit dem Tod bedrohten lebendigen Geliebten schmählich sich gebrauchen lassen. In beiden Fällen räsonnirt eine leichtfertige Moral: was nützt den Todten ihr Körper? kann ein Lebender dadurch gerettet werden, dann spalte dem Todten die Hirnschale oder hänge ihn getrost an den Galgen!*)

Aber auch Petronius läßt den Entschluß der Wittwe, ihren Gatten statt eines Räubers an das Kreuz zu hängen, doch nicht hingehen ohne ihr einen Hieb dafür zu versetzen. «*Non minus misericors quam pudica*» sagt er mit feiner Ironie. Jedenfalls aber haben wir bei ihm die vollbrachte Leichenschändung, wie vorher den konsummirten posthumen Ehebruch, bei dem Chinesen kommt es nur zu dem Versuche. Und dennoch kann sich der Römer nicht zu dem tragischen Abschluß seiner Geschichte erheben, obwohl selbst eine Tryphaena über die Erzählung erröthen muß. Die einzige Erinnerung an die altrömische Sittenstrenge liegt in den Worten des Schiffskapitäns, dessen Empörung sich in dem Gebrauch jenes altgeheiligten Ausdrucks «*pater-familias*» kundgiebt. Diese Soldatendirne bleibt am Leben und der Körper des *pater-familias* baumelt am Galgen!

*) Beiläufig sei hier erwähnt, daß die Egypter, wenn sie in Geldverlegenheit waren, die Mumien ihrer Angehörigen zu versetzen pflegten. (Lukianos, περὶ πένθους, Kapitel 21). — Masuccio läßt den Kaiser Friedrich Barbarossa bei Sultan Saladin die geweihte Hostie versetzen. (*Il Novellino di Masuccio, ed. Settembrini* [*Napoli 1874*] *p.* 508.)

Digitized by Google

Weit entfernt, daß wir hier in eine ſtets verderbliche Vermiſchung von Moral und Aeſthetik geriethen, kann uns grade dieſe petroniſche Behandlung eines eminent moraliſchen Sujets beweiſen, daß das Kunſtwerk ſich ſeines größten, ächteſten Eindrucks beraubt, wenn es mit den ewigen Ideen der Ethik ſich in Widerſpruch zu ſetzen wagt. Petron, indem er der Moral ſeiner Novelle die tragiſche Spitze abbrach, hat damit das Kunſtwerk ſelbſt zu einer bloßen ſocialen Studie herabgeſetzt, zu einer geiſtreich erzählten Anekdote, zu einem luſtigen Unterhaltungsſtück, als welches es ja auch in der That auf dem tarentiner Schiffe aufgetiſcht wurde. Bei dem indiſch-chineſiſchen Dichter waltet von Anfang bis zu Ende die Einheit der künſtleriſchen Idee, alles hat Zug, Streben, Beziehung auf das eine tragiſche Ziel, es iſt die Schlange, die ſich in den Schwanz beißt, das Symbol der Ewigkeit und der Kunſt. Bei Petron läuft das Ende nicht in den Anfang zurück, die Geſchichte verläuft im Sande, wie der Rhein in Holland.

Mit dieſer blos anekdotenhaften Wiedergabe der Wirklichkeit, ohne die zu Grunde liegende Idee anſchaulich zu erfaſſen und konſequent zu Ende zu denken, aus zahlloſen andern Fällen den einen konkreten Fall zu ergänzen, zu korrigiren, erſt in ſein richtiges Licht zu ſetzen, — mit dieſer bloßen Kopie des einmal Vorgefallenen begnügen ſich auch in der weiteren Litteraturentwicklung die romaniſchen Novelliſten ſehr oft, ſelbſt Boccaz und Antoine de la Sale. Der Inder ſah jedes einzelne Geſchehen *sub specie aeternitatis*.

Wie kam nun der Römer zu ſeiner Geſchichte?

Die Lokaliſirung derſelben in Epheſus weiſt uns ſofort darauf hin, daß Petronius ſie als bithyniſcher Prokonſul in Aſien kennen gelernt und von dort nach Europa mitgebracht habe. Sein Eumolpus, dem er ſie in den Mund legt, ſagt — nach alter Erzählerſitte — die Geſchichte habe ſich zu ſeiner Zeit in Epheſus wirklich zugetragen. Wir, die wir

Digitized by Google

die zweifellos ältere chineſiſche Novelle kennen, wiſſen, daß ebendeshalb Epheſus nicht die Geburtsſtätte der Geſchichte von der Wittwe ſein kann.

Die kleinaſiatiſchen Küſtenſtädte ſpielten zu Petron's Zeit und ſchon früher, auch in litterariſcher Beziehung, nur die Vermittlerrolle zwiſchen Orient und Occident. Wie der reiche Trimalchio in Petron's Roman ſich Champignonſamen aus Indien kommen läßt, ſo bezogen Smyrna, Epheſus und Milet ihre Novellen über Perſien aus Indien. Unter den letzteren war die von Ariſtides veranſtaltete Sammlung Μιλησιακὰ beſonders berühmt. Plutarch erzählt, daß im Lager des von dem Parther-fürſten Surenna geſchlagenen Heeres des Craſſus (53 v. Chr.), und zwar unter dem Gepäck des Roscius, ein Exemplar des Ariſtides gefunden ſei, welches Surenna dem Senat von Seleukia vorgewieſen, dabei über die Sittenloſigkeit der Römer deklamirend, daß ſie ſelbſt ins Feld ſolche Bücher mit ſich führten.

Wir wiſſen u. a. aus Ovid, daß das Buch des orientaliſchen Griechen durch den Römer Siſenna ins Lateiniſche überſetzt worden iſt:

Junxit Aristides, Milesia crimina, sexum . . .
Vertit Aristiden Sisenna.
Trist. II, 413. 443.

Bis auf einige wenige Zeilen aus eben dieſes Siſenna *Milesiarum liber XIII* (abgedruckt bei Bücheler *a. a. O. p.* 229 f.) iſt von den mileſiſchen Märchen nichts auf uns gekommen. Zur Zeit des h. Hieronymus (4. Jahrhundert) müſſen ſie noch vorhanden geweſen ſein, denn er klagt in der Vorrede zum zwölften Buch ſeines Jeſaias-Kommentars: es ſei kein Schriftſteller ſo thöricht, der nicht ſeinen, ihm homogenen Leſer finde, und ſo ſei die Schaar derer weit größer, welche die mileſiſchen Märchen verſchlängen, als derer, die die Bücher des Platon ſtudirten.

Digitized by Google

Die Matrone von Epheſus iſt jedenfalls mit dem ſelben Recht zu den *Milesiae* zu rechnen, mit welchem Apulejus ſeinen Roman als *sermo Milesius* bezeichnete.

Wie daher ſchon Dunlop unſre petroniſche Geſchichte als mileſiſches Märchen anſprach, ſo that dies auch im Jahre 1822 Edouard Gauttier in der Vorrede der von ihm veranſtalteten neuen Ausgabe von Galland's Ueberſetzung der arabiſchen 1001 Nacht. Aber er ging noch einen Schritt weiter. Er ſprach aus: «Da eben dieſe Erzählung — die Matrone von Epheſus — auch in China bekannt iſt, ſo iſt anzunehmen, daß ſie aus Indien auf einer Seite nach China, auf der andern zu den Parthern gekommen, welche ſie weiter den Römern mitgetheilt haben.» (1001 Nacht, überſetzt von Habicht, v. d. Hagen und Schall [Breslau 1825] *I, XXIII* f.) Gauttier's Landsmann Abel Rémuſat meinte dagegen im *Avant-propos* der oben citirten *Contes chinois, p. IX:* «... *la Matrone de Soung. Ce dernier conte, le plus piquant de ceux que Dentrecolles a traduits, est une preuve que les Chinois ont connu ces fables milésiennes dont il faisait partie, et qui ont couru le monde. C'est la supposition la plus naturelle qu'on puisse faire; car comment imaginer qu'un second modèle ait pu fournir, au bout de l'Asie, l'aventure sur laquelle est fondé ce récit satirique?*»

Dieſe Rémuſat'ſche Meinung kann uns von einem Manne nicht verwundern, der die berühmten drei Charaktere des Tao-ti-king **J, Si** und **Wei**, in rührender Uebereinſtimmung mit den chriſtlichen Miſſionaren, als — **Jehova** erklärte und ſo an Stelle der Indiſchen Weisheit als Quelle des Taoismus das Judenthum ſetzte! (Vgl. Neumann, Lehrſaal, S. 16.)

Rémuſat geht bei ſeiner abſurden Unterſtellung, daß die mileſiſche Geſchichte ſpäter nach China gewandert ſei, von der aus der Luft gegriffenen Vorausſetzung aus, daß die chineſiſche Erzählung **jünger** ſei als die petroniſche. Ich habe dagegen den Wahrſcheinlichkeitsbeweis

Digitized by Google

erbracht, daß die chinesische Tao-legende um Jahrhunderte älter ist als die petronische Geschichte. Und nachdem ich außerdem ein Fragment der ersteren in einem buddhistischen Werke nachgewiesen, sowie die allgemeinen Gründe für die Abstammung der taoistischen Legende aus indischer Wurzel aufgezeigt habe: werden wir anzuerkennen haben, daß Edouard Gauttier bei seiner Annahme von einem richtigen Instinkte geleitet war.

Die römische und die chinesische Novelle sind beide Töchter einer, indischen, Mutter und die chinesische hat das Recht der Erstgeburt in Anspruch zu nehmen.

Dem französischen Gelehrten folgte ein Menschenalter später der göttinger Sanskritforscher Theodor Benfey: «Dem Gedankenkreise nach gehört hierher auch die berühmte Geschichte der Matrone von Ephesus. Durch ihr Vorkommen im mohamedanischen Orient und selbst in China, wohin so viel Buddhistisches gedrungen ist, erweckt sie sogar den Verdacht, daß ihre eigentliche Heimath in der Mitte, in Indien, zu suchen sei. Allein ich kenne keine indische Darstellung, an die wir sie in ihrer Besonderheit anzuschließen vermöchten.» (Pantschatantra. Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen [Leipzig 1859] *I*, 460).

In einem andern Zusammenhange werden wir später (§ 5) auf Gauttier und Benfey zurückzukommen haben. —

Ebenso wie Sisenna, muß auch Petronius in Rom sehr populär gewesen sein.

In dem Werke *Costume des anciens peuples. Par M. Dandre Bardon* (*Paris 1772*) ist im ersten Bande auf der *XII.* Platte des 8. Heftes ein Basrelief abgebildet, welches unsre petronische Geschichte darstellt. Eine Frau an einem Sarge unterhält sich mit einem Soldaten, links flackert eine Lampe, rechts sitzt die Dienerin, ein Galgen — oder Kreuz? — sieht von ferne herüber ohne daß ein Körper daran hängt. Der Herausgeber

Digitized by Google

bemerkt (*I*, 72) dazu nur: «*les débris de ce bas-relief, trouvés parmi les ruines du palais de Néron.*» Ich habe bei meinem Aufenthalt in Rom (1872/73) dieſer Illuſtration Petron's vergebens nachgeforſcht und kann daher über die Entſtehungszeit wie den Verbleib derſelben nichts angeben.

Und noch in der erſten Hälfte des 5. Jahrhunderts war er einer der geleſenſten Schriftſteller. Makrobius berichtet uns in ſeiner *Expositio in Somnium Scipionis M. T. Ciceronis*: «*auditum mulcent argumenta fictis casibus amatorum referta quibus vel multum se Arbiter exercuit*» (*I*, 2, 8).

Später wurden die Handſchriften dieſes freieſten aller Liebesromane in den Klöſtern, namentlich den franzöſiſchen, fleißig kopirt, und ſpeciell ſcheint die Geſchichte von der epheſiſchen Matrone ſich einer großen Beliebtheit erfreut zu haben. So kommt ſie in dem Pariſer *Codex Mazarin* (12615) aus dem 12. Jahrhundert beſonders ausgeſchrieben vor: «*Petronius de muliebri levitate dicit quam facile amatur .. Nullamque esse feminam tam pudicam quae non peregrina libidine usque ad furorem avertatur. Matrona quaedam Ephesi tam notae erat pudiciciae etc.*»

So nahm ſie der Biſchof von Chartres, Jean de Salisbéry († 1183) in ſein Werk auf «Policraticus de nugis curialium et veſtigiis philoſophorum continens libros octo». In der, wahrſcheinlich in Lyon gedruckten, Ausgabe von 1513 (die *Editio princeps* erſchien noch im 15. Jahrh. o. O. & J.) lautet die Ueberſchrift des *XI.* Kapitels des letzten Buches: «*De molestiis et oneribus Conjugiorum, secundum Hieronymum & alios philoſophos: et de pernicie libidinis, de mulieris Ephesiae & similium fide.*» Die Geſchichte iſt dann wortgetreu aus einer Handſchrift des Petron kopirt: «*Matrona quaedam, referente Petronio, Ephesi etc.*» Am Schluſſe ſagt der Kompilator: «*Tu historiam aut fabulam, quod his verbis refert Petronius, pro libitu appellabis. Ita tamen ex facto accidisse Ephesi et Flavianus auctor est. Mulieremque tradit impietatis suae et sceleris parricidalis et adulterii poenas luisse.*» Darüber, daß die Geſchichte ein wirkliches Faktum

Digitized by Google

ſei, brauchte Joannes Saresberienſis ſeinen Gewährsmann Flavianus nicht anzurufen, denn ſchon Eumolpus ſagte ja bei Petron, er wolle aus ſeiner Erinnerung ein Ereigniß, das ſich wirklich zugetragen, erzählen (*rem sua memoria factam se expositurum*). Der weitere Bericht des Flavianus, daß die Frau für ihren Frevel beſtraft ſei, — worin die Strafe beſtanden wird nicht geſagt — erſcheint nur als eine Amplifikation der Bemerkung des Schiffskapitän Lichas, daß der Kaiſer die Frau hätte beſtrafen, ſogar ans Kreuz ſchlagen müſſen. Flavianus iſt uns als Autor eines Werkes «*de vestigiis sive de dogmate philosophorum*» nur durch den Biſchof von Chartres bekannt, welcher demſelben auch den Halbtitel ſeines Werkes entlehnt hat. Sonſt iſt von den Schriften dieſes Flavianus keine Zeile auf uns gekommen.

§ 4.

NACHDEM wir unſre Novelle in der Hauptſtadt des abendländiſchen Weltreichs verlaſſen, wo ſie an den ſchwelgeriſchen Tafeln des Kaiſers in ſpäter klaſſiſch gewordener Proſa recitirt, und ihre Figuren in Marmor verwandelt als ewiges Kunſtwerk an den Wänden ſeines Lieblingspalaſtes aufgehängt wurden: finden wir ſie neun Jahrhunderte ſpäter in beſcheidenem Mönchsgewand im Benediktinerkloſter zu Dijon als Fabel wieder.

In dieſem Kloſter nämlich wurde Mitte des 17. Jahrhunderts eine der älteſten Handſchriften der durch das ganze Mittelalter hochberühmten Fabelſammlung des Romulus aufgefunden, und wenn man ihr Alter in das 12. Jahrhundert verſetzt hatte, ſo iſt durch Hermann Oeſterley's Entdeckung einer noch älteren, jetzt im Britiſh Muſeum aufbewahrten Handſchrift für dieſe das zehnte Jahrhundert als ſichre Ent-

Digitized by Google

ſtehungszeit ermittelt. Die Londoner Handſchrift ſtimmt mit dem Codex Divionenſis Wort für Wort, ja ſelbſt in den meiſten Leſe- und Schreibfehlern überein. Oeſterley hat den Romulus in der von ihm aufgefundenen Handſchrift, mit einer Einleitung über die äſopiſche Fabel im Mittelalter, herausgegeben (Berlin 1870).

Der Verfaſſer, deſſen Perſon völlig unbekannt iſt, widmet ſeinen *Liber fabularum Aesopi* ſeinem Sohne «Tyberinus» und giebt im Prolog an, ſeine Fabeln aus dem Griechiſchen überſetzt zu haben («*id ego Romulus transtuli de greco in latinum*»). In dem an den «*Magister Rufus*» gerichteten Epilog ſagt er indeß ausdrücklich: um ſein Buch dicker zu machen, hätte er auch eigene, neue Fabeln hinzugefügt («*nam veteres et paucae olim fuere fabulae: sed ut maius fieret corpus adjeci et meas novas*»).

Nun ergiebt aber eine Vergleichung der proſaiſchen Fabeln des Romulus mit den jambiſchen des lateiniſchen Phädrus, daß viele der letzteren von Romulus nur in Proſa aufgelöſt worden ſind. Die mit den phädriſchen übereinſtimmenden Fabeln des Romulus kann der letztere alſo jedenfalls nicht aus dem Griechiſchen überſetzt haben. Das älteſte bekannte, noch jetzt im Privatbeſitz bei Paris befindliche Manuſkript dieſes Phädrus (oder wie er daſelbſt heißt *Fedrus*) ſtammt entweder aus Chalons-ſur-Marne oder aus Douay («*ex oppido Catalauensi sive Catuacensi — Duacensi*») und gehört ſicher, gleichwie der Romulus, dem 10., oder ſchon dem 9. Jahrhundert an. (*Phaedri fabularum Aesopiarum libri quinque ed. L. Mueller* [*Lipsiae 1877*] *p. XVI sq.**)

*) Ich bin übrigens der Anſicht, daß es wenigſtens vor dem Jahre 43 n. Chr. einen römiſchen Bearbeiter des Aeſop, Namens Phädrus, nicht gegeben habe. Die oft angeführte Stelle des Seneka in der im dritten Jahr ſeines Exils verfaßten *Consolatio ad Polybium* iſt für mich entſcheidend: «*Non audeo te usque eo producere, ut fabellas et Aesopeos logos, intentatum Romanis ingeniis opus, solita tibi venustate connectas*» (*cap. XXVII*). Diderot in ſeinem *Vie de Seneque* ſchließt aus dieſer Stelle auf die Unächtheit dieſer Schrift des Seneka: «*Quoi! le littérateur Seneque, le moraliste Senèque ne connaissait pas les Fables de Phèdre! Cela se présume-t-il?*»

Digitized by Google

Nicht aus dem Griechiſchen ſind ferner ſelbſtredend diejenigen, in jenem Phädrus fehlenden Fabeln, welche Romulus neu, aus ſich hinzugefügt hat. Und grade zu den leztern gehört die Fabel, in welche ſich beim Romulus unſre Novelle von der treuloſen Wittwe verwandelt hat. Sie lautet bei ihm, in Oeſterley's Text (S. 69. 70), folgendermaßen:

Feminina quae amiserat virum contulit se ad mausoleum ubi maritus erat positus, ut lugubres illic ageret dies. Contigit interea ut aliquis peccasset et de lege accepit sententiam ut suspenderetur in cruce. Custos illi ponitur miles, ne a suis nocte fureretur. Qui cum observaretur per vices, siti fatigatus accessit ad mausoleum, aquae pusillum rogans. Accepit, bibit et exinde abiit. Cumque ille videret feminam pulcram rediit consolatur eam. Iterum sic fecit et tertio. Dum illuc saepe ab amica vocatur, subtrahitur ille qui in cruce pendebat. Miles rediens non invenit crucidatum, confugiensque ad pedes mulieris volutare se coepit. Cui sic ait: Quid agam, vel quid faciam? At ille: Subveni, inquid, mihi, a te quaero consilium. Illa misericors facta militi marium de loco levavit et in cruce noctu suspendit. Celatum furtivum facimus misericordia pro tanta. Quia miles potuit officiari mulieri, mulier non erubuit de officio suo; et quae jam casta dudum fuit, scelus utrumque admisit. Habeant mortui quod doleant, et vivi quod timeant.

Dieſe Fabel, welche ſich ſofort als aus Petronius geſchöpft darſtellt, fehlt, wie geſagt, in allen bekannten Handſchriften des Phädrus. Allerdings iſt im erſten Jahrzehnt dieſes Jahrhunderts in Neapel ein ſ. g. *Codex Perottinus* zum Vorſchein gekommen, welcher auch eine Fabel im Versmaaß des Phädrus enthält, die die Petroniſche Matrone von Epheſus behandelt. Eine Vergleichung dieſer Fabel (*ed. L. Mueller p. 75. 76*)

(*Oeuvres ed. Naigeon IX, 119f.*) Ich, wie ſchon Viele vor mir, ſchließe eben daraus — wie aus zahlreichen andern Gründen — auf die Nichtexiſtenz eines «Phädrus» zur Zeit der erſten Kaiſer. Die erſte Erwähnung der Fabeln des Phädrus findet ſich bei Avienus (Ende des 4. Jahrhunderts); der bei Martial (geb. um 40 n. Chr., † Anfang des 2. Jahrhunderts) erwähnte Phädrus (*II*, 20 und 21) kann nicht der Fabeldichter ſein, wie die Stelle ſelbſt lehrt.

Digitized by Google

mit der obigen des Romulus ergiebt aber zur Evidenz, daß die des letzteren nicht die Prosaauflösung dieser Perottinischen Fabel ist. Jener s. g. *Codex Perottinus* nun ist eine vom Bischof Niccolò Perrotto — *Nicolaus Perottus Pontifex Syppontinus* — († 1480) für seinen Neffen Pyrrhus zu dessen Uebung im Lateinischen angefertigte Gedichtsammlung, wie er für denselben auch eine Grammatik verfaßt hat. Ich besitze ein Exemplar dieser «*Regulae Syppontinae*», gedruckt Venedig 1495. (Das Werk heißt sonst *Rudimenta grammatices. Editio princeps Romae 1473.*)

Der somit ganz junge «Codex» enthält

36 Fabeln des Avienus;

32 bereits in den bekannten Handschriften stehende Fabeln des Phädrus;

32 anonyme Fabeln, ebenfalls in Jamben;

65 Verse aus Prudentius;

45 anonyme kleinere Gedichte.

Der Bischof von Manfredonia sagt im Prolog:

Non sunt hi mei, quos putas, versiculi
Sed Aesopi sunt et Avieni et Phedri
. . . . . .
Saepe versiculos interponens meos.

Die unter jenen anonymen 32 Fabeln befindliche Fabel *Mulier vidua et miles* kann hiernach entweder von Perrotto selbst sein, oder einem spätlateinischen, sonst unbekannt gebliebenen Aesop angehören, oder endlich wirklich von Phädrus sein. Auch im letztern Falle würde nach dem oben (S. 40, Anmerkung) Ausgeführten die fragliche Fabel immer nur von dem späteren Phädrus aus dem früheren Petron entlehnt sein.

In der Form, in welche Romulus die petronische Geschichte von der Wittwe gegossen, hat sie, bei dem beispiellosen Anklang, den seine Fabeln fanden, den Gipfel der Popularität erreicht, und die Handschriften

Digitized by Google

wie gedruckten Ausgaben in Frankreich, Deutſchland, Italien und England ſind zahllos.

Der nächſte, welcher den Romulus in elegiſchem Versmaaß umarbeitete, war ein Ungenannter, der gewöhnlich nach einem ſeiner Herausgeber der Anonymus des Nevelet genannt wird: «*par un singulier oubli bibliographique*» wie Edéleſtand du Méril ſagt (*Poésies inédites du moyen âge précédées d'une histoire de la fable ésopique. Paris 1854*). Denn es gab allein im 15. Jahrhundert ſchon über 24 verſchiedene Editionen, während die des Nevelet erſt Anfang des 17. Jahrhunderts erſchien (*Mythologia aesopica, Francofurti 1610*, mit Holzſchnitten von Virgil Solis u. A.; neue Titelauflage: *Fabulae variorum auctorum etc. Francofurti 1660*).

In Wolfenbüttel wird eine Handſchrift dieſes Anonymus aus dem 13. Jahrhundert aufbewahrt. Das Vorhandenſein mehrerer Handſchriften des Anonymus, wie auch einer ſehr alten des Romulus auf der dortigen Bibliothek gab ſchon Leſſing Anlaß, ſich mit den einſchlagenden Fragen zu beſchäftigen. In ſeiner periodiſchen Schrift «Zur Geſchichte und Litteratur | aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel | Erſter Beytrag | Von Gotthold Ephraim Leſſing | Braunſchweig 1773» theilte er S. 43—82 eine bibliographiſche Unterſuchung «Romulus und Rimicius» mit und über einer weiteren Abhandlung «der Anonymus des Nevelet» ereilte ihn der Tod. Das unvollendet gebliebene Manuſkript der letzteren gab Eſchenburg erſt nach Leſſings Tode heraus (*a. a. O.* Fünfter Beytrag [Braunſchweig 1781] S. 43—58).

Leſſing wirft hier die Vermuthung hin, der Anonymus könne wohl mit dem Alanus identiſch ſein: er kam um ſo eher auf dieſen, weil in einem, von mir eingeſehenen Wolfenbüttler Codex des Anonymus dem letzteren zwei Handſchriften vorangehen: *Alanus de planctu naturae* und *Alani proverbia*. Und zwar eröffnet Alanus dieſen Codex. Wenn daher Oeſterley (*a. a. O.* S. *XXIV*) meinte: der von Leſſing dem Verfaſſer

Digitized by Google

beigelegte Name Alanus finde nur darin ſeine Erklärung, daß die Ueberſchrift des franzöſiſchen Yſopet laute «*Compilacio Ysopi alata cum Avionetto*», und ſomit ſeinem berühmteſten Kollegen den Vorwurf der Flüchtigkeit machte — ſo freue ich mich, daß mir hier eine kleine Rettung Leſſings geglückt iſt.

Uebrigens iſt es ziemlich gleichgültig, wie der Verfaſſer dieſer Diſtichen geheißen hat. — Unſre Fabel iſt daſelbſt die 48ſte und «*De Milite & Foemina*» überſchrieben. Nevelet ſagt in den Anmerkungen zu ſeiner Ausgabe: «*lepidissima haec fabula ex Petronio desumpta est.*» Aber der Anonymus war in der Unſittlichkeit noch einen großen Schritt über ſeine Quelle hinausgegangen: bei ihm endet die Fabel

Huic merito succumbit eques, succumbit amori
Illa novo, ligat hos firmus amore thorus.

Petron ließ das weitere Schickſal der Wittwe unentſchieden, ebenſo Romulus, aber der Anonymus läßt den Soldaten die Wittwe, wegen des Verdienſtes das ſie ſich um ihn erworben, heirathen!

Sowohl der Romulus als ſein «poetiſcher» Bearbeiter gehören, aller Vermuthung nach, Frankreich an. Frankreich erzeugte auch zu Ende des 12. und bis ins 14. Jahrhundert hinein jene Fabliaux, von denen ihr Herausgeber Le Grand d'Auſſy treffend ſagt: «Wir finden daſelbſt Meinungen, Vorurtheile, Sitten, die Art und Weiſe, wie man ſich gewöhnlich unterhielt, wie man Liebſchaften anknüpfte und fortführte; mit einem Worte Alles findet man dort und Vieles nur dort.» Er rühmt die Herzenskenntniß, Naivetät und Wahrheit dieſer Dichtungen. (Dunlop-Liebrecht, S. 205. 206.)

Wenn ſie durch jene lateiniſchen Fabeln angeregt waren, ſo haben dieſe reizenden Blüthen des altfranzöſiſchen Geiſtes ihr Vorbild in der That weit hinter ſich gelaſſen.

Digitized by Google

Nicht weniger als drei erzählen die Geſchichte unſrer Wittwe.

Zwei derſelben theilt der Akademiker Dacier mit in ſeiner Abhandlung *Examen de l'histoire de la matrone d'Ephèse. Lu le 20. juin 1773* (*Memoires de l'Académie* [*Paris 1780*] *p. 523 ff.*).

Der Eingang beider iſt ganz mit dem Romulus übereinſtimmend, ebenſo Mitte und Schluß des einen, zu dem andern aber ſind ganz neue Details hinzugekommen. Hier wird ein Zwiegeſpräch zwiſchen der Dame und dem Ritter wiedergegeben, nachdem ſie ſich bereit erklärt hat, ihren todten Mann an dem Galgen die Stelle des geſtohlenen Räubers einnehmen zu laſſen. Der Ritter erklärt ihr: lieber wolle er ſterben als den Todten anrühren; worauf ſie allein den Leichnam zum Galgen ſchleppt. Er geht hinterher. Dann bemerkt er, der Räuber habe an der Stirn eine große Wunde von zwei Pfeilen herrührend gehabt. Sie bittet, er möge ihrem Mann mit ſeinem Degen die ſelben Wunden zufügen. Und als er dies ebenfalls nicht wagen will, nimmt ſie den Degen und ſchlägt zu. Mit dem allgemeinen Moralſpruche: hieraus könne man erſehen, welches Vertrauen die Todten auf die Lebenden ſetzen könnten, ſchließt das Fabliau.

Das dritte, nur die erſte Hälfte unſrer Geſchichte behandelnde Fabliau hat die Ueberſchrift: *De celle qui se fist foustre sur la fosse de son mari* (*Barbazan et Méon, fabliaux et contes. Paris 1808. III, 462* und A. Keller, Einleitung zu ſeiner Ausgabe der «*Sept Sages*» [Tübingen 1836] S. *CLXIII.*)

Eine Frau in Flandern will das Grab ihres Mannes nicht verlaſſen. Ein Ritter und ſein Knappe gehen vorüber und beobachten ihre Trauer. Letzterer wettet mit ſeinem Herrn, er werde ſie verführen. Er geht zu der Frau und klagt ihr: er habe ſeine Geliebte durch die Heftigkeit ſeiner Liebkoſung umgebracht. Sie wünſcht hierauf auch von ihm ſo umgebracht zu werden, da ihr das Leben verhaßt ſei. Der Ritter ſieht von ferne lachend zu.

Digitized by Google

Von den ſo überaus populären Fabliaux wurden viele von den Geiſtlichen ins Lateiniſche überſetzt, um ſie als praktiſche Nutzanwendungen in ihren Predigten anzubringen. (*Thomas Wright, a history of Carricature and Grotesque in Literature and Art.* [*London 1875*] *p. 112.*) Eine Auswahl dieſer kurzen lateiniſchen Proſaerzählungen hat derſelbe hochverdiente Gelehrte (der Entdecker der einzigen Handſchrift der *C nouvelles nouvelles*) herausgegeben: *Latin stories from MSS of the Thirteenth and Fourteenth Centuries. Printed for the Percy Society. London 1842.* Unſre Fabel findet ſich daſelbſt S. 156.

Einen Einblick in die Predigten-Werkſtätte eines beſtimmten Individuums gewährt das Werk, «*Anecdotes historiques, légendes et apologues du recueil inédit d'Etienne de Bourbon Dominicain du XIIIe siècle, publiés pour la société de l'histoire de France par A. Lecoy de la Marche. Paris 1877.*» Stephanus de Borbone, «*in ordine Fratrum Praedicatorum minimus*», iſt zwiſchen 1190—1195 geboren und im Kloſter zu Lyon 1261 geſtorben. Das ebenaufgeführte Werk iſt ein Auszug aus ſeinem «*Tractatus de diversis materiis praedicabilibus*», auch genannt «*Tractatus de septem donis Spiritus Sancti*».

Im Prolog zählt er die Quellen auf, aus denen er geſchöpft, darunter «*de libro quodam Exemplorum vulgalium et aliorum magistri Jacobi de Vitriaco, Tusculani episcopi cardinalis*». Jakob de Vitry, ſein Zeitgenoſſe, iſt ſeine Hauptquelle. Von ihm hat er auch unſre Fabel:

«*Item idem magister Jacobus qui supra: Cum quedam mulier sepelisset virum, nolebat recedere a sepulcro, in fletu perseverans. Quidam magnorum parentum, justicia exigente, suspensus fuerat prope; quem sub periculo vite rex cuidam precepit custodire, ne parentes eum raperent. Sed dum ivisset ad potandum, cum rediret, invenit eum sublatum; et, cum flens timore regio transiret per cimiterium ubi erat in tumba lapidea vir sepultus dictus, mulier ibi flens querit causam tanti luctus et audit; et, videns eum elegantem aspectu, querit*

Digitized by Google

quid faceret pro eo, qui eum a regis potestate eriperet et divitem faceret. Respondit quod quicquid posset; et illa: 'Jura mihi quod duces me in uxorem, si hoc fecero.' Quo faciente, tradidit ei corpus viri suspendendum pro alio, et, ducens eam in uxorem, omnia bona viri ejus possedit.» (A. a. O. *p.* 395.)

Eine Variante aus der ſelben Zeit druckt Lecoy ebendaſelbſt nach einem Manuſkript von Tours ab:

«*Mulier quedam, mortuo marito, noluit recedere a tumulo. Quam videns miles, custodiens prope locum latronem, ad eam accessit et mulier ejus voluntati obedivit. Et cum rediret et latronem snblatum inveniret, rediit ad ipsam, dicens quod totum amiserat. Que ait: Absit; maritus meus rectus et recens est; suspendemus eum loco ejus. Qui cum portarent, ait miles: Unicum pedem habebat. Que statim pedem abscidit. Paulo post: Monoculus erat. Que statim eruit oculum. Post: Calvus, inquit, erat. Que statim depilavit eum. Ideo in amore mulieris non est confidendum alicui.*»

Aber nicht nur die namenloſen Trouvere, und nach ihnen die predigenden Mönche, auch die franzöſiſchen Kunſtdichter dieſer Zeit bemächtigten ſich des Stoffes. So dichtete die im 13. Jahrhundert in England lebende Marie de France einen Äſopet, für den ſie ſich ihrer Angabe zufolge einer auf Geheiß des Königs Alfred von England († 901) gefertigten Ueberſetzung des Romulus bediente:

Li rois Alvrez qui moult l'ama
Le translata puis en anglais
E jeo l'ai rimé en français.

Unſre Geſchichte iſt daſelbſt unter Nr. 33 zu finden.

Ein anderer Äſopet von einem ungenannten franzöſiſchen Dichter, um 1333, iſt dagegen eine metriſche Bearbeitung des Anonymus des Nevelet. Unſre Fabel wurde aus dieſer auf der *Bibliothèque nationale* zu Paris aufbewahrten Handſchrift zuerſt bekannt gemacht in dem Werke *Fables*

Digitized by Google

inédites des XII. XIII. et XIV. siècles etc. Par A. C. M. Robert [*Paris 1825*] *II, 424.*

Aus dieſem Ysopet nahm Euſtache Deschamps die Fabel, mit zahlreichen Varianten, als «*Exemple contre ceuls qui se fient en amour de femme*» in ſein großes Werk *Le miroir de mariage* auf. Deschamps iſt in den erſten Jahren des 14. Jahrhunderts geboren und ſtarb erſt im Anfang des 15. (Siehe *Poésies morales et historiques d'Eustache Deschamps. Par G-A. Crapelet* [*Paris 1832*] *p. IV. 230.*) Auch er läßt alſo, wie der Anonymus, den Soldaten die Wittwe heirathen:

Qu'elle ainsi de mort le garda,
Si la print puis par mariage.
Or ne sçai-je-s'il fist que sage,
Autant pot-il de soi attendre
Comme du premier qu'el fist pandre.

Der Dichter zweifelt freilich ob ſein Chevalier weiſe daran thut, da es ihm ſpäter am Ende ähnlich ergehen könne wie dem erſten Mann. Aber in dieſem beſcheidenen Skrupel erſchöpft ſich auch ſeine Moralität.

Eine andre und zwar wörtliche Ueberſetzung der Fabeln des Anonymus lieferte der franzöſiſche Mönch Julien Machaud: «*Les Fables de Esope translatees de latin en françoys .... Par reverend docteur en theologie frere Julien des augustins de Lyon ... 1484.*

Auf den Romuluskreis iſt auch ein mit dem Ysopet von 1333 ungefähr gleichzeitiges franzöſiſches Reimwerk zurückzuführen: *Le livre de Matheolus.* Der Verfaſſer dieſes Buches lebte von 1260—1320 und ſchrieb lateiniſch. In franzöſiſche Verſe goß es um Jehan Le Fevre de Therouane um 1340, die erſte gedruckte Ausgabe erſchien zu Paris 1492. Unſre Geſchichte ſteht daſelbſt *fol.* 15 *verso* und iſt durch einen Holzſchnitt illuſtrirt, welcher darſtellt, wie die Wittwe den Leichnam ihres Gatten mit einem

Digitized by Google

Strick auf den Galgen emporzieht, während der neue Liebhaber zuſieht. Der letztre ſagt: ſie verdiene verbrannt zu werden; und verläßt ſie.

Robert (*a. a. O.*) entdeckte unſre Fabel auch in dem merkwürdigen Buche des Gratian Dupont «*Controverse des sexes masculin et féminin. Toulouse 1534*». Der Autor nennt unter ſeinen Quellen auch Matheolus. Mit dem Manne, der eine Wittwe heirathet, geht er ſehr ſtreng ins Gericht:

Qui veufve prend: il ſe faict quaſi infame
De droict eſt dict: ſe me ſemble bigame.

fol. 103.

In Deutſchland überſetzte als der erſte Ulrich Boner aus Bern (um 1330) den Anonymus des Nevelet in ſeinem Buche «der Edelſtein», zuerſt gedruckt zu Bamberg bei Albert Pfiſter 1461. Unſre Fabel iſt die 57ste. Boners angehängte Moral iſt eine ſeichte Aufzählung, wie viel Unheil die Frauen ſchon angerichtet hätten, Troja zerſtört, Salomon geſchändet, u. ſ. w.

Eine niederdeutſche Bearbeitung wurde gemacht durch den Dechanten Gerhard von Minden, im Jahre 1370, der ſich wie Marie de France auf König Alfred von England als ſeine Quelle beruft. (Oeſterley, Romulus, S. *XXVII.*) Und einen zweiten niederdeutſchen Aeſop, eine Handſchrift aus dem 15. Jahrhundert, verwahrt die Bibliothek zu Wolfenbüttel. Beide enthalten die Wittwe, bei Gerhard ſteht ſie Nr. 27 (Ausgabe von Seelmann [1878]) und im Wolfenbüttler Codex Nr. 51 (Ausgabe von Hoffmann [1870]).

Zu Ende des 15. Jahrhunderts gab der Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm eine neue deutſche Ueberſetzung heraus: *Aesopi vita et fabulae cum fabulis Aviani ac Doligami, Aldefonsi, Poggii facetiis. Latine et germanice.* «Geendet ſäliglich von Joanne Zeiner zu vlm» (o. J.: Ebert's bibliographiſches Lexikon ſetzt den Druck vor 1480.) Auf die «*fabula de muliere*

Digitized by Google

et marito mortuo», aus Romulus, folgt die deutſche Ueberſetzung, auf dieſe die Diſtichen des Anonymus. (Herausgegeben von Oeſterley, Stuttgart 1873, S. 152: Nr. 49.) Bei Steinhöwel hat der geſtohlene Räuber eine Glatze, (wie im Manuſkript von Tours). Die Wittwe reißt daher ihrem todten Mann mit Händen und Zähnen die Haare aus! Beſtraft wird ſie nicht.

Nach Steinhöwel erneuerte die Fabel im 19. Jahrhundert Ludwig Aurbacher in ſeiner anonymen Schrift «Ein Volksbüchlein» (Zwei Theile. München 1827 und 1829) unter dem Titel «Von der Weiber Lieb' und Treu».

In Italien wurde die Fabel, nach d'Ancona (*Studj di critica e storia letteraria [Bologna 1880] p. 324*) wiederholt in folgenden Bearbeitungen: im *Esopo senese no. XLIX*; im *Esopo Riccardiano no. XXI*; im *Esopo lucchese no. XXXI*; im *Esopo ed. Ghivizzani no. XLIII* (die genaueren Titel der einzelnen Ausgaben in Papanti's und Paſſano's bekannten bibliographiſchen Handbüchern). Ferner ſteht ſie in *Aesopi fabulae, carmine elegiaco redditae cum italica versione Accii Zuchi per rhythmos disposita. Veronae 1479.* Accio Zucco gab unſre Fabel (Nr. 49) in zwei Sonetten wieder, von denen das zweite die Moral enthält! Die ſelbe Zwangsjacke iſt auch allen übrigen Fabeln angezogen. — In Proſa begegnet ſie wieder in *Aesopi vita et fabulae latine cum versione italica et allegoriis Fr. Tuppi. Neapoli 1485 (no. 49).*

In Spanien erſcheint ſie in den «*Ysopo fablas. Burgos 1496*» unter Nr. 49; in den Niederlanden im «*Esopus. Delft 1498*» (Nr. 49).

Hierher gehört endlich auch die jüdiſche Behandlung unſrer Geſchichte (Vgl. Reinhold Köhler, Jahrbuch für romaniſche Litteratur. *XIII*, 407, den d'Ancona *a. a. O.* ungenau citirt).

Als den erſten wirklichen Fabeldichter der Juden führt Edeleſtand du Méril (*a. a. O. p. 27*) den Berekhia-ben-Nathronaï, genannt Ha-Nak-

Digitized by Google

dan, an, welcher, wahrſcheinlich in der Provence, im 12. oder 13. Jahrhundert lebte. Seine Miſchle ſchualim (Fabeln der Füchſe) wurde 1557 in Mantua gedruckt und von Melchior Hanel ins Lateiniſche überſetzt: *Parabolae vulpium Rabbi Barachiae Nikdani. Pragae MDCLXI.* Nach d'Ancona ſteht hier unſre Fabel von der Wittwe *p.* 293.

Sodann kommt ſie im Maaſaebuch vor, welches ſeinerſeits auf dem Toſafot, den Talmudzuſätzen der nordfranzöſiſchen Rabbinenſchule (12. Jahrh.) beruht, und ſpeciell auf dem Toſafot zu Traktatus Kiddoſchin, Kapitel Eſdre jochaſin *fol.* 80*b*. Das Maaſaebuch, ein jüdiſch-deutſches Werk, d. h. deutſch im Judendialekt mit hebräiſchen Charakteren geſchrieben, erſchien gedruckt zuerſt Baſel 1602, eine ſpätere Ausgabe kam in Wilmersdorf o. J., eine dritte in Rödelheim 1753 heraus. Unſre Fabel ſteht daſelbſt im Kapitel 108. Deutſch gab ſie Chriſtoph Helvicus wieder: «Ander Theil Jüdiſcher Hiſtorien oder Thalmuhdiſcher, Rabbiniſcher, wunderbarlicher Märchen. Gießen 1617». Eine genauere Umſchrift nach der Wilmersdorfer und Rödelheimer Ausgabe unter Beibehaltung des Judendialekts lieferte Max Grünbaum in ſeiner «Jüdiſch-deutſchen Chreſtomathie. Leipzig 1882», S. 405.

Ich laſſe die Geſchichte nach Helvicus' Text (S. 104, *no. XXXIII*) hier folgen:

«Von einer Frawen, die ſehr trawerte vmb jhren verſtorbenen Mann.

Es war einmal ein Fraw, die gehub ſich gar vbel aber jhres Mannes Todt, gieng allezeit auff das Begräbniß, vnd heulete, vnd bleibe auch offt vber Nacht drauff. Nun war nicht weit davon eben ein Hüter beſtellt, der ſolte acht haben, daß kein Dieb vom Galgen geſtolen würde, denn es war gar ernſtlich von der Obrigkeit verbotten. Derſelbige gieng einsmals hin, vnd wolt die Fraw tröſten, daß ſie nicht ſo kläglich thun ſolt, vnnd redet jhr ja ſo freundlich zu, daß ſie ein Pact mit einander troffen, vnd ſchlieffen bey einander. Unterdeſſen wird ein Dieb von ſeiner

Digitized by Google

Freundſchafft geſtollen vom Galgen. Wie nun der Güter wider kam, vnd ſahe, daß jhm einer geſtohlen ward, erſchrack er gar ſehr, vnnd wuſt nicht wie er jhm thun ſolt, denn er muſt ſich beſorgen, er möcht an deß Diebs Statt gehencket werden. Aber die Fraw ſprach, ſey du nur wolgemuth, wir wollen der Sachen wol rathen. Wir wollen mein verſtorbenen Mann an die Stätt hencken. Vnd halff alſo dem Güter jhren eigenen Mann auß dem Grab ſchleppen, vnd an Galgen hencken, daher kompts, das man ſpricht, die Weiber haben leichte Sinn, die laſſen ſich bald uberreden. —

DJß laß ich in ſeinem werth vnnd vnwerth beruhen, Es mag war ſein, es mag auch nicht war ſeyn.»

Grünbaum bemerkt, daß der Kommentar Toſafot die Geſchichte zur Erklärung eines in der bezüglichen Talmudſtelle flüchtig erwähnten Ereigniſſes erzähle.

Wir erkennen leicht, daß auch dieſe jüdiſchen Verſion aus der petroniſchen Quelle oder ihren Ausflüſſen abgeleitet iſt.

§ 5.

DIS zum Ende des elften Jahrhunderts iſt Alles was im Abendland an Fabeln und Novellen umging, auf den Einfluß der antiken römiſchen und der durch dieſe vermittelten griechiſchen Litteratur zurückzuführen, hinter denen freilich, ohne daß man es wußte, die orientaliſche ſtand. Seit dem Anbruch des zwölften Jahrhunderts aber, nachdem am 15. Juli 1099 Jeruſalem durch die franzöſiſchen Kreuzfahrer erobert worden, beginnt der Orient in direkteſte Verbindung mit dem Occident zu treten, und wie die Handelsprodukte vom Oſten zum Weſten wanderten, ſo die Welt-

Digitized by Google

anſchauung und nicht an letzter Stelle die orientaliſchen Dichtungen, Novellen und Märchen.

Die franzöſiſchen Trouvères zogen zum heiligen Lande und ſogen begierig, wie einſt die joniſchen Koloniſten, die Fabeln und Märchen des Morgenlandes ein. Zu Hauſe ergötzten ſich dann die normänniſchen Barone auf ihren einſamen Schlöſſern an den Erzählungen der zurückgekehrten Sänger. Denn:

Usage est en Normandie
Que qui herbergiez est qu'il die
Fable ou chanson à l'hoste.

(*Le Sacristain de Cluny. Par Jean le Chapelain.* Vgl. v. d. Hagen, Geſammtabenteuer [1850] *III, p. LIII f.*)

Auch die Sprachſtudien, welche auf Anlaß der Kreuzzüge, namentlich in Montpellier, betrieben wurden, bewirkten die Einführung orientaliſcher Werke nach Frankreich.

Das wichtigſte und die Erzählungslitteratur der geſammten occidentaliſchen Welt ſeitdem gradezu beherrſchende Werk, welches vom fernen Oſten zum Weſten gelangte, war der Roman

Die ſieben weiſen Meiſter.

Auch dies Weltbuch nahm den Ausgangspunkt ſeiner Wanderung durch das Abendland in Frankreich. Der indiſche Titel des Buches, denn ſeine Heimath iſt Indien, lautet

Das Buch des Sindibad.

Die erſte, uns bis jetzt bekannte Erwähnung deſſelben findet ſich bei dem arabiſchen Geſchichtsſchreiber Mas'ûdi († 345 der Hedſchra = 956 n. Chr.). In Silveſtre de Sacy's Ueberſetzung (*Notices et Extraits de Mss. IX, I, 404*) lautet die betreffende Stelle: «*Après lui regna Courous. . . . Dans son royaume et de son temps vivait Sendabad, auteur du livre des*

Sept Vizirs, du pédagogue, du jeune homme, et de la femme du roi. C'est l'ouvrage qu'on appelle le livre de Sendabad.» Der König, von dem die Rede iſt, iſt Kurus oder Chus, dritter Nachfolger des von Alexander beſiegten Porus.

Das indiſche Grundwerk iſt bis jetzt nicht wieder aufgefunden worden, aber von Domenico Comparetti in Piſa iſt es in einer glänzenden Abhandlung (*Ricerche intorno al libro di Sindibâd. Milano 1869: Memorie del reale istituto lombardo vol. XI, II della serie III*) an der Hand der vorhandenen orientaliſchen Ueberſetzungen in ſeiner allgemeinen Rahmenfabel,*) wie nach ſeinen einzelnen Beſtandtheilen rekonſtruirt worden.

Die Fabel iſt kurz dieſe:

Ein König in Indien, Namens Kûruſch, hat einen Sohn, den der Weiſe Sindibad unterrichtet. Nach Beendigung der Lehrzeit ſoll er zu ſeinem Vater zurückkehren, als Sindibad in den Sternen lieſt, daß ſeinem Schüler ein Unglück drohe; um demſelben zu entgehen, dürfe er während ſieben Tagen nicht ſprechen. Eine der Frauen des Königs ſucht den zurückgekehrten Prinzen zu verführen und zur Ermordung des Vaters zu bewegen. Der Prinz entgegnet ihr zornig, in ſieben Tagen werde er ihr antworten. Die Königin klagt nun den Prinzen an, er habe ihr Gewalt anthun wollen, und ſein Vater verurtheilt ihn zum Tode. Ein Weſir erreicht durch eine Erzählung von der Falſchheit der Weiber, daß der König die Hinrichtung aufſchiebt, die Königin durch eine gegentheilige Erzählung, daß der König wieder Befehl zur Hinrichtung giebt. Dies wiederholt ſich an den folgenden ſechs Tagen, ſo daß die Erzählungen weiterer ſechs Weſire mit denen der Königin abwechſeln — bis

*) d. h. eine ganze Reihe einzelner Novellen werden durch eine gemeinſame Grundfabel zuſammengehalten, gleichſam umrahmt. Hierin liegt «ein ganz eigenthümlicher Charakterzug der indiſchen Erzählungslitteratur, der ſich in älteren authentiſchen Produktionen der perſiſchen und arabiſchen Litteratur nicht findet.» (A. Keller, Dyocletianus Leben [Quedlinburg 1841] S. 8.)

Digitized by Google

der achte Tag kommt, wo der Prinz wieder reden darf. Er enthüllt seinem Vater nun den wahren Sachverhalt, und die Königin wird bestraft.

Die gedachten Ueberſetzungen des Werkes ſind nun folgende:

1) Die älteſte iſt diejenige, welche Michael Andreopulos, auf Geheiß des Herzogs Gabriel von Melitene (in Armenien, an der ſyriſchen Grenze), in den letzten Jahren des elften Jahrhunderts, aus dem Syriſchen ins Griechiſche, verfaßte. Die richtige, zweifelloſe Beſtimmung der Abfaſſungszeit iſt erſt Comparetti gelungen. Die ſyriſche Quelle des Andreopulos iſt in einer Handſchrift des 16. Jahrhunderts in Berlin entdeckt und durch Baethgen herausgegeben: «Sindban oder die ſieben weiſen Meiſter. Leipzig 1878.» Die andern Ueberſetzungen ſind erheblich ſpäter, nämlich

2) die hebräiſche (Miſchle Sandabar), wahrſcheinlich überſetzt von dem Ueberſetzer der Kalila we Dimna Rabbi Joël, aus dem Arabiſchen; 1250;

3) die ältere arabiſche, vertreten durch die ſpaniſche (*Libro de los enganos et los asayamientos de las mugeres*), aus dem Arabiſchen im Jahre 1253 überſetzt;

4) die perſiſche (Tûti-nâhmeh) von Nachſchebbi († 1329);

5) die perſiſche (Sindibâd-nâhmeh), mittelbar aus dem Arabiſchen; 1375;

6) die jüngſte, arabiſche (Sieben Weſire); in 1001 Nacht.

Zur Familie des Sindibad-Buches gehören auch zwei arabiſche Werke von nicht hohem Alter *a*) Die zehn Weſire;

b) Die vierzig Weſire;

aber ſie bilden nur ihre ſporadiſchen Glieder (Comparetti *a. a. O. p.* 5).

So wenig wie der indiſche Sindibad iſt bis jetzt die älteſte Geſtalt der abendländiſchen Bearbeitungen des Buchs der ſieben weiſen Meiſter aufgefunden worden. Aber wir ſind durch neuere deutſche und franzöſiſche

Digitized by Google

Forſchungen doch auf die richtige Spur zur Erſchließung dieſes abendländiſchen Grundwerkes geführt worden.

Als die älteſte Geſtalt deſſelben hatte früher allgemein die lateiniſche *Historia septem sapientum* gegolten, für deren Verfaſſer man den Ende des 12. Jahrhunderts lebenden Mönch Dam Jehan von Haute Seille (*Joannes de Alta Silva*) hielt. Dieſer letztere langjährige Irrthum iſt jetzt durch Muſſafia's und Oeſterley's Entdeckung des wahren lateiniſchen Textes des Mönchs von Alta Silva für immer beſeitigt. (Siehe unten S. 61). Damit fällt auch das Hauptargument für das hohe Alter der *Historia septem sapientum*. Ihre ſpäte Abfaſſung zu erweiſen kamen aber neue Gründe hinzu. Die *Historia* erſcheint oft im Auszuge in die Handſchriften der ihr durch die Schlußmoralen ähnlichen *Gesta Romanorum* eingefügt. Die *Gesta Romanorum*, «*ce singulier recueil où des histoires de toute provenance sont munies d'une moralisation plus ou moins mystique*», ſind Ende des 13. Jahrhunderts verfaßt und jedenfalls älter als die *Historia septem sapientum*. Das älteſte Manuſkript der *Gesta* nun, welches den Auszug aus der *Historia septem sapientum* enthält, iſt von 1377. Die Abfaſſung der *Historia* ſetzt daher Gaſton Paris um etwas früher, nämlich um 1330. (*Deux rédactions du roman des Sept Sages de Rome* [*Paris 1876*] *p. XXXIX.*)

Man hatte bisher, ſeit Loiſeleur Deslongchamps (*Essai sur les fables indiennes et leur introduction en Europe. Paris 1838*), angenommen, daß die *Historia septem sapientum* auf den hebräiſchen Miſchle Sandabar des Rabbi Joël beruhe.*) Mit der von Gaſton Paris erſchloſſenen Zeit der Abfaſſung der *Historia* würde dieſe Anſicht nicht im Widerſpruch ſtehen,

*) Ebenſo wie erwieſenermaßen Johannes von Capua (in den Jahren 1262—1278) eine lateiniſche Ueberſetzung des — von dem ſelben Rabbi Joël (1250) ins hebräiſche übertragenen — Kalila we Dimna gemacht hat, welches «*Directorium humanae vitae*» dann auf Geheiß des Grafen Eberhard von Württemberg Ende des 15. Jahrhunderts ins Deutſche überſetzt wurde («Das Buch der Byſpel der alten Wyſen» o. O. & J.; zuerſt wiederholt Ulm 1483).

Digitized by Google

denn die Miſchle Sandabar ſind, wie wir geſehen, um 1250 (zur ſelben Zeit wie das hebräiſche Kalila we Dimna) verfaßt. Auch ließ ſich dafür anführen, daß vier Erzählungen des Sandabar, wenn auch modificirt, in der *Historia* wiederkehren, und in einer derſelben (*avis*) der redende Vogel von dem eiferſüchtigen Ehemann in hebräiſcher und lateiniſcher Sprache unterrichtet wird, was auf ein hebräiſches Original der lateiniſchen Bearbeitung in der That hinweiſen könnte. (Vgl. Landau, Quellen des Dekameron [Stuttgart 1884] S. 50.)

Gaſton Paris hat jedoch dem gegenüber den Nachweis unternommen, daß die *Historia septem sapientum* die Ueberſetzung eines franzöſiſchen Textes ſei, und zwar derjenigen Proſahandſchrift, welche auch als Vorlage der italieniſchen Ueberſetzung gedient hat («*Il libro dei setti savj di Roma. Pisa 1864*» *ed. A. d'Ancona*). Dieſer franzöſiſche Proſatext A iſt nämlich in ſeiner letzten Hälfte die Proſaauflöſung derjenigen rhytmiſchen franzöſiſchen Verſion aus dem 13. Jahrhundert [nach 1284], welche, wie S. 45 erwähnt, A. Keller unter dem Titel «*Li Romans de sept Sages*» herausgegeben hat: V. In ſeiner erſten Hälfte weicht A indeſſen von V völlig ab und ſtimmt dagegen mit den von Kerour de Lincy herausgegebenen, ebenfalls dem 13. Jahrhundert angehörigen Proſatexten überein: L. Der franzöſiſche Bearbeiter von A hat folglich aus zwei verſchiedenen Vorlagen Eine hergeſtellt. Die in A ſtattgehabte Proſaauflöſung von V und überhaupt die Zuſammenarbeitung der beiden franzöſiſchen Texte L und V kann aber nur von einem Franzoſen herrühren, muß nothwendigerweiſe franzöſiſch, direkt nach franzöſiſcher Vorlage gemacht ſein. Wenn daher, wie Paris nachweiſt, die *Historia VII sapientum* mit A übereinſtimmt, ſo iſt hiermit bewieſen, daß ſie die Ueberſetzung der Handſchrift A iſt. (G. Paris *a. a. O. p. XVIII f. XXXI.**)

*) Der dagegen von Landau (a. a. O.) erhobene Einwand, daß die 1492 in Genf gedruckte franzöſiſche Ueberſetzung ja ihrerſeits eine wörtliche Uebertragung der *Historia* ſei, (was richtig

Digitized by Google

Der franzöſiſche Gelehrte glaubt nun, daß die *Historia* in Frankreich verfaßt ſei. In England könne ſie nicht verfaßt ſein, weil von dort gar keine Handſchrift der *Historia* bekannt ſei, auch die engliſchen Handſchriften der *Gesta Romanorum* niemals die *Historia* inſerirt hätten. Eher könne man geneigt ſein, den Ueberſetzer in Deutſchland zu ſuchen. Er weiſt dies aber deshalb ab, weil in Deutſchland franzöſiſche Texte um 1330 nicht nachgewieſen ſeien, Deutſchland ihm alſo eine franzöſiſche Vorlage nicht habe liefern können. Der letztere Grund ſcheint mir nicht ſtichhaltig: ein Deutſcher, der ein fremdes Werk ins Lateiniſche überſetzen will, verſchafft ſich eben dies fremde Werk aus deſſen Heimath oder überſetzt es dort und bringt es ſeinen Landsleuten mit zurück. Sehr viele Gründe ſprechen nur meines Erachtens dafür, Denjenigen, welcher die *Historia septem sapientum* abfaßte, in der That in Deutſchland zu ſuchen. In Paris befindet ſich nur eine Handſchrift der *Historia*, in Deutſchland vier (1 in Berlin, 1 in Wien, 1 in München, 1 in Kolmar), außerdem eine in Rom. Alle ſind aus dem 15. Jahrhundert. Der erſte Druck der *Historia* iſt ebenfalls ein deutſcher: «*Incipit Historia Septem Sapientum Romae*» o. O. & J. («*attribué aux presses de Jean Veldener à Cologne vers 1475*» *Graesse, Trésor*). Dann folgt ein Druck ebenfalls o. O. & J. in Antwerpen («*vers 1480*»). Die erſte datirte Ausgabe iſt ebenfalls deutſch: «*Historia Sept. Sap. Romae. Coloniae 1490.*» Und im ſelben Jahre (6. November 1490) die *Historia Calumniae novercalis quae septem Sapientum inscribitur*» in Antwerpen. (Die *Calumnia* weicht, beiläufig bemerkt, von der *Historia* hauptſächlich nur durch Unterdrückung der Namen des Königs, ſeines Sohnes und der ſieben Weiſen ab.) Die erſte zeilentreue deutſche Ueberſetzung der *Historia* erſchien ſogar ſchon vor dem Druck des latei-

---

iſt: Paris edirt ſie als ſolche ſelbſt a. a. O. *p.* 55—205) — dieſer Einwand beſagt nichts. Es ſind ſchon auffallendere *curiosities of literature* dagewesen. Man denke nur z. B. an unſern Mobius. (S. unten § 11.)

Digitized by Google

niſchen Originals: «Hienach volget ein gar ſchöne Cronick uñ hyſtori auss den Geſchichten der Römer | Hyſtori von den ſyben weyſen Meyſtern. | Augspurg, J. Bämler, 1473.»

Dies die äußern Gründe: auf den ſchlagenden innern Grund für die Abfaſſung der *Historia* durch einen Deutſchen komme ich ſpäter zurück (§ 11). Für jetzt kommt es nur darauf an, feſtgeſtellt zu haben, daß die *Historia Septem Sapientum* nicht das älteſte abendländiſche Grundwerk ſein kann.

Theodor Gräſſe bemerkte nun im *Trésor de livres rares et précieux ou nouveau dictionnaire bibliographique Tome VI, première partie (Dresde 1865)* unter dem Artikel *Septem Sapientes [p. 363—367] «Je remarque ici, ce qui est resté inconnu à tous les savants, qu'un extrait de ce roman latin (le liber de septem sapientibus) se trouve déjà dans le livre intitulé: Scala coeli. Ulm. Joh. Zainer 1480. in fol. art. Femina f. 87 verso et suiv.»*

Gräſſe verzeichnet an einer andern Stelle (*tome III [1862]*) die Editio princeps des letztgedachten Buches: «*Joannes Junior ord. praed. Scala Coeli [à la fin:] Anno dñi MCCCCLXXVI Liber iste vocatus Scala coeli Lubec impressus explicit feliciter. [in fol. 241 ff.] Reprod. Ulm 1480. Argentor. 1483.*»

Auf die Entdeckung Gräſſe's, ohne ſie weiter zu verwerthen, lenkte die Aufmerkſamkeit Antonio Capelli in ſeiner Ausgabe des «*Libro dei sette savi. Bologna 1865*» *p. 84. 85.*

Karl Goedeke machte jenen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* zum Gegenſtand einer eingehenden Studie in Theodor Benfey's *Orient und Occident, III,* 3 (1866) Seite 385—423. S. 397 ſagt er daſelbſt: «In Frankreich entſtand denn auch die Bearbeitung, welche früher als die *Historia septem sapientum* im Druck erſchien und die ſich allen Forſchern bisher entzogen hat.»

Indeſſen iſt der Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* in der *Scala coeli* bereits lange vor Gräſſe und Goedeke entdeckt worden. In dem

Digitized by Google

Werke «*El Cancionero de Juan Alfonso de Baena (siglo XV) ahora por primera vez dada á luz con notas y commentarios. Madrid, Rivadeneyra, 1851*» erwähnt der Herausgeber p. 701 einer in Madrid befindlichen Handschrift aus dem 15. Jahrhundert, welche enthält: «*Novella que Diego de Cañizares de latyn en romance declaró y trasladó de un libro llamado Scala Coeli. Es la historia vulgar intitulada de los Siete Sabios de Roma.*» (Siehe Mussafia, Beiträge zur Litteratur der Sieben Weisen Meister, in den Sitzungsberichten der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften [Wien 1868] S. 37 bis 118.)

Die Verwerthung dieser Entdeckung jedoch ist Goedeke's alleiniges Verdienst.

Der Verfasser des Auszuges aus dem unter diesem besondern Titel

LIBER DE SEPTEM SAPIENTIBUS

bisher ganz unbekannten Buche war, nach dem Prologus, der Dominikanermönch («*ordinis fratrum praedicatorum*») Joannes Junior. Er führt in dem selben Prolog ein Verzeichniß der Schriften auf, welche er für sein Erbauungsbuch die *Scala coeli* excerpirte, indessen das *Liber de VII sapientibus*, wie übrigens auch andre ausgezogene Autoren, ist nicht darunter.

Die Stelle lautet in dem mir allein zugänglichen Ulmer Druck auf der Bibliothek der Brera in Mailand: «Gradus huius scale sunt diverse materie que secundum alphabeti ordinem conteruntur: que ne contemnantur a legentibus expono libros a quibus flores elegi . . Ex vitas patrum Jero. ex libris Dyalogorum Grego. ex floribus sanctorum Jacob. de voragine. ex historiis scolastice. ex speculo exemplorum Jacobi de vitriaco. ex glosa Jero. super bibliam. ex summa fratris Vincentii. ex libro magno de Donis spiritus sancti. ex mariali magno. ex libri de vita & perfectione fratrum prädicatorum. ex alphabeto narrationum. Verum aliquid interdum inserui . . que ita conscripta non reperi: sed in prädica-

Digitized by Google

tionibus aliorum audivi.» Nach dem Prolog folgt der erſte Artikel: De Abſtinentia. Der Artikel «Jemina» beginnt: «Jemina multa mala inducit in nobis. Primo eſt virorum deceptiva .... Serto eſt omnis malicie inventiva. Legitur in libro de ſeptem ſapientibus quod fuit quidam imperator Dyocletianus nomine ...» Die Zeit, in welcher der Predigermönch dieſen Auszug aus dem *Liber de VII sapientibus* machte, kann ziemlich genau feſtgeſtellt werden. Er widmet im Prolog ſeine Arbeit «patri Hugoni de coluberiis ſancte aquenſis eccleſie präpoſito», dieſen dabei als lebend anredend. Der Probſt Hugo de Coluberiis zu Aix lebte aber in der erſten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Die älteren Quellen, aus denen Joannes ſchöpfte, gehören, nach Goedeke, «ſämmtlich» der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts an, dies iſt jedoch nicht genau, unſer Kompilator ſchöpfte ja auch aus weit älteren Quellen, z. B. aus dem h. Hieronymus.

Wir ſind indeſſen in der Lage, das Alter des *Liber de septem sapientibus* auf anderem Wege wenigſtens annähernd feſtſtellen zu können.

Zu Ende des 12. Jahrhunderts verfaßte, wie bereits oben (S. 56) erwähnt, der Mönch Dam Jehan zu Haute Seille, einer am 26. Mai 1140 gegründeten Abtei der Diöceſe Nancy, einen lateiniſchen Proſaroman unter dem Titel Dolopathos. Dieſes Werk, deſſen Exiſtenz man bis vor wenigen Jahren nur aus der rhytmiſchen franzöſiſchen Ueberſetzung des Trouvère Herbers (Anfang des 13. Jahrhunderts, denn er widmet ſeinen Dolopathos dem Dauphin Louis, dem 1223 zur Regierung gelangten König Louis *VIII*) kannte, iſt nunmehr, zuerſt in Bruchſtücken von Muſſafia, ſodann in einer vollſtändigen Handſchrift von Oeſterley, aufgefunden und von letzterem herausgegeben: *Johannes de Alta Silva | Dolopathos | sive | de rege et septem sapientibus* | Straßburg 1873. Herbers ſprach von dem Verfaſſer ſeines Originals als von einem älteren Zeitgenoſſen: auf Grund des Widmungsſchreibens des Dam Jehan an den Biſchof Bertrand von Metz (1179—1212) iſt die Abfaſſungszeit des

lateiniſchen Dolopathos jetzt faſt bis auf das Jahr feſtzuſtellen. Die Abtei Haute Seille wurde nämlich 1184 der Diöceſe Metz zugetheilt. Da nun die Widmung «unter dem begeiſternden Eindruck einer erſten Begegnung, alſo jedenfalls kurz nach Unterſtellung des Kloſters unter den Krummſtab des Biſchofs Bertrand geſchrieben» erſcheint, ſo iſt die Entſtehungszeit des Dolopathos noch in das Jahr 1184 oder ſpäteſtens 1185 zu ſetzen. (Oeſterley a. a. O. Einleitung, S. *XI.*)

Man hat bisher angenommen, da der Dolopathos — (trotz ſo ſtarker Abweichungen von den Sieben weiſen Meiſtern, daß eigentlich ein ganz neues Werk daraus geworden war) — doch das Skelett der Rahmenfabel und auch zwei in der *Historia septem sapientum* enthaltene Erzählungen darbietet, zwei andre derſelben in eins verſchmilzt, daß der Mönch von Haute Seille nach der *Historia* gearbeitet habe. Nach dem, was wir oben über das Alter der letzteren beigebracht, iſt dieſe Annahme unhaltbar. Ebenſowenig konnten die franzöſiſchen *Sept Sages* (Siehe oben S. 57) ſeine Quelle geweſen ſein, denn die früheſten Handſchriften derſelben gehören erſt dem 13. Jahrhundert an. Daß der Verfaſſer des Dolopathos auch nicht etwa nach der von den orientaliſchen Ueberſetzungen allein in Betracht kommenden älteſten, dem *Syntipas*, gearbeitet, ſondern eine europäiſche Bearbeitung des Sindibadbuchs benutzt hat, erſcheint ſchon deshalb zweifellos, weil ſeine ſämmtlichen Erzählungen, mit Ausnahme einer einzigen (*canis*), im *Syntipas* (wie auch in den übrigen orientaliſchen Texten) nicht vorkommen.

Hier tritt nun das durch Joannes Junior als vorhanden bezeugte *Liber de VII sapientibus* in die Lücke. Aus den bei Goedeke verzeichneten Erzählungen deſſelben hat der Dolopathos drei (*canis, gaza* und *puteus*). In einer Erzählung des Auszugs in der *Scala coeli* ſpielt ferner Virgilius (wie übrigens auch in der *Historia* und den franzöſiſchen *Sept Sages*) eine Rolle, und grade Virgilius iſt die Hauptperſon im Dolopathos geworden.

Digitized by Google

(Vgl. Montaiglons Bemerkung in der Einleitung zu *Li Romans de Dolopathos ed. Charles Brunet et Anatole de Montaiglon. Paris, P. Jannet, 1856* und *Gaston Paris* in der *Romania* von 1873, *p.* 481 ff.)

Iſt ſonach, mit hoher Wahrſcheinlichkeit, die Vorlage des Dam Jehan das *Liber de VII sapientibus* geweſen, ſo gewinnen wir dadurch den richtigen Standpunkt für das Alter des letzteren Buches: es muß ſpäteſtens vor den achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts abgefaßt ſein.

Hieraus würde dann weiter folgen, daß wir in den bereits oben S. 57 erwähnten, von Lerour de Lincy veröffentlichten Proſaterten der *Sept Sages* offenbar Ueberſetzungen aus dem *Liber de VII sapientibus* haben. Dies behauptete bereits Goedeke, Gaſton Paris ſtellte es zwar als nicht bewieſen hin, gab aber doch zu, es ſei unmöglich, nicht die enge Verwandtſchaft zu bemerken, die L (die Texte Lerour's) mit S (dem Text des Joannes Junior) verbinde. Die Anordnung der Erzählungen ſei abſolut identiſch für die Erzählungen der Königin, die Erzählungen der Weiſen böten einige, jedoch nicht bedeutende Abweichungen, die Scene ſei bei beiden Rom, der Kaiſer Diocletian u. ſ. w. (*Deux redactions etc.* S. *XI* f.) Größere Abweichungen von S bietet dagegen der ebenfalls oben (S. 57) gedachte Text der *Sept Sages* in Verſen (V). Was endlich das Verhältniß des *Liber de septem sapientibus* zur *Historia septem sapientum* betrifft, ſo hat das erſtere zwei Erzählungen, die der *Historia* fehlen, die letztere dafür zwei andre, die das *Liber de VII sapientibus* nicht hat; von inneren Verſchiedenheiten in den einzelnen, gemeinſamen Erzählungen ganz abgeſehen. Hiernach kann die *Historia* nicht etwa auf dem *Liber de VII sapientibus* beruhen. Daß beide indeß doch ſo viele Erzählungen gemeinſam haben, rührt ſehr natürlich daher, daß das *Liber de VII sapientibus* wenigſtens großentheils die Vorlage grade derjenigen franzöſiſchen Proſaterte war, von welchen die *Historia*, nach Gaſton Paris, nur die ſpätere lateiniſche Ueberſetzung iſt.

Digitized by Google

Aus welcher orientaliſchen Quelle hat nun das von uns vorausgeſetzte abendländiſche Grundwerk, das lateiniſche *Liber de VII sapientibus* geſchöpft?

Die Antwort iſt, geſtützt auf Comparetti's Unterſuchung, leicht und ſicher zu geben: nur der dem Ende des 11. Jahrhunderts angehörende Syntipas kann die Grundlage für das vor Ende des 12. Jahrhunderts anzuſetzende *Liber de VII sapientibus* geweſen ſein.

Ich ſage Grundlage: denn was die einzelnen Erzählungen betrifft, ſo hat der, wohl jedenfalls, wie Joannes Junior, in Frankreich zu ſuchende Bearbeiter des *Liber de VII sapientibus* nur vier aus dem Syntipas. Vom Syntipas finden ſich in Paris noch jetzt zwei Handſchriften, von denen die eine in Caffa in der Krim geſchrieben iſt. Sie iſt dorthin wahrſcheinlich über Trapezunt gelangt, welches Verkehr mit Caffa und Melitene hatte. (Comparetti, *a. a. O. p.* 31.)

In dem *Liber de septem sapientibus* ſtand nun, nach dem Auszuge des oft genannten Dominikaners, auch unſre Novelle von der treuloſen Wittwe.

Hier könnte man auf den erſten Blick glauben, daß dieſe Novelle, als deren Heimathland ich bereits, aus ihrem Vorkommen in Geſtalt einer chineſiſchen Tao-Legende, Indien erſchloſſen hatte, und welche dann über Perſien und Kleinaſien nach Rom gelangt war, — jetzt zum zweiten Mal, auf Anlaß der Kreuzzüge, graden Weges aus dem Orient nach dem Occident gewandert ſei: denn das Buch von den ſieben weiſen Meiſtern, in deſſen älteſter europäiſcher Redaktion wir ſie finden, kam ja aus Aſien nach Frankreich. Allein die genauere Betrachtung der bis heute allein bekannten ſechs orientaliſchen Texte des Sindbadbuchs lehrt uns, daß in keinem von ihnen die Geſchichte von der Wittwe enthalten iſt.

Allerdings hatte Edouard Gauttier behauptet, daß unſre Novelle als «Geſchichte [des Seidenhändlers und ſeiner Frau] der Adileh» in den

Digitized by Google

— zur Familie des Sindbadbuchs gehörenden — Vierzig Weſiren ſtehe. (Siehe oben S. 36 und unten S. 72.)

Adalbert Keller (in der Einleitung der *Sept Sages p. CLIX*) führte ebenfalls als Verſionen unſrer Novelle (die er «Troſt der Wittwe» betitelt) folgende beiden auf:

I) Tauſend und Eine Nacht. *XIII*, 555. 556. Nacht (Geſchichte [des Seidenhändlers und ſeiner Frau] der Adileh).

II) Vierzig Weſire (Geſchichte des Schneiders und ſeiner Frau Gülhendam).

Dann fährt er fort: «Von hier ging die Erzählung wohl nach China über. Die hierhergehörige Doppelerzählung iſt von Père d'Entrecolles franzöſiſch überſetzt.»

Vorſichtiger drückte ſich, zwei Jahre nach Keller, Loiſeleur Deslongchamps (*a. a. O. p.* 162 Note) aus: «*Le conte du Tailleur et de sa femme dans l'Histoire de la Sultane de Perse et des Vizirs, traduite du turc par Pétis de la Croix, et celui de Dhumini dans le Dasa-kumara-charita se rattachent peut-être à cette fiction (la Matrone d' Ephèse).*»

Dagegen wiederholte *Dr.* Marcus Landau 1875 die Keller'ſche Behauptung: «Unter den 80 Erzählungen der Vierzig Weſire ſind nur vier, welche ſich auch in andern Bearbeitungen der Sieben Meiſter finden, nämlich: 'Redender Vogel', 'Probe der Männergeduld', Troſt der Wittwe' und die 13. Erzählung des Eraſto.» (Beiträge zur Geſchichte der italieniſchen Novelle. Wien, L. Rosner. S. 177. 178: Nachträge und Verbeſſerungen zu den 'Quellen des Decameron'.) In die «zweite ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage» der 'Quellen des Dekameron' von M. Landau [1884] iſt S. 39, Note 1, die eben citirte Stelle wörtlich hinübergenommen. S. 304 daſelbſt ſagt der ſelbe Landau: «Die [der achten Erzählung des Parthenius] verwandte Erzählung der 1001 Nacht von Adileh bildet den Uebergang zur 'Wittwe von Epheſus'.

Digitized by Google

Dagegen handelt die von Dhûmini im Daſakumara Tſcharitra, in welcher Eduard Griſebach die indiſche Quelle der treuloſen Wittwe gefunden haben will, von einer Ehefrau und nicht von einer Wittwe.»

Hierzu bemerke ich:

1) Die Geſchichte der Adileh iſt aus den Vierzig Weſiren in die 1001 Nacht eingedrungen und iſt, bis auf den Namen der Ehefrau, völlig identiſch mit der Geſchichte der Gülhendam, welche der Verfaſſer S. 39 ſeines Buchs aus den Vierzig Weſiren ausgehoben und ſchlechtweg als «Troſt der Wittwe» bezeichnet hatte. S. 304 ſpricht er nur von einem «Uebergang» zur «Wittwe von Epheſus».

2) Hätte Herr Landau im Jahre 1884, anſtatt meiner erſten Auflage von 1873, diejenige von 1877 benutzt, ſo würde er geſehen haben, daß ich das von mir im Jahre 1873 begangene Verſehen bereits 1877 verbeſſert und die Geſchichte der Dhûmini nicht mehr, wie einſt, durch Loiſeleur verführt, als die Benfey unbekannte Quelle der treuloſen Wittwe ausgebe.

3) Herr Landau würde aber insbeſondere durch die Lektüre meiner «Treuloſen Wittwe» von 1877 davon abgehalten worden ſein, die Geſchichte der Adileh mit derjenigen der Dhûmini, die ich daſelbſt in genauem Auszuge aus Benfey mittheile, in Gegenſatz zu bringen. Beide handeln von einer Ehefrau und die beiden Geſchichten ſind identiſch, d. h. die arabiſch-türkiſche iſt die Tochter oder das Kindeskind der indiſchen Erzählung im *Dasakumarakarita*.

Mit unſrer Novelle von der treuloſen Wittwe hat nun aber nicht nur nicht die Geſchichte der Dhûmini, ſondern haben ebenſowenig die der Adileh und die der Gülhendam das geringſte zu thun, trotz Gauttier, Keller, Loiſeleur und Landau. Um daher die durch dieſe Gelehrten herbeigeführte Konfuſion gründlich und ein für allemal zu beſeitigen, wird es gut ſein hier nochmals zuſammenzuſtellen:

Digitized by Google

a) die Geſchichte der Dhûmini und die mit ihr im weſentlichen identiſche des Pantſchatantra;

b) die Geſchichte des jungen Schneiders und ſeiner Frau [Gülhendam] (aus den Vierzig Weſiren);

c) die Geſchichte [des Seidenhändlers und ſeiner Frau] der Adileh (aus 1001 Nacht).

a.

Die Geſchichte der Dhûmini.

Im Auszuge, nach Benfey's Ueberſetzung (Pantſchatantra I, 436 ff.) aus dem *Dasakumarakarita* *). Einen den Kern dieſer Geſchichte enthaltenden Ausſpruch des Buddha ſehe bei Köppen, a. a. O. *p.* 373. 374.

Dhûmini und deren Mann Djanjaka wandern wegen einer Hungersnoth aus ihrer Heimath und treffen auf der Wanderung einen Menſchen mit abgeſchnittenen Füßen, Händen, Naſe und Ohren, den Djanjaka aus Mitleid verpflegt und mitnimmt. Als der Verſtümmelte wieder wohlgenährt und vollſaftig geworden, ſucht ihn Dhûmini zu verführen, während ihr Mann auf die Jagd gegangen war. Obwohl der Verſtümmelte ſie tadelt, iſt er ihr doch zu Willen. Als Djanjaka zurückkehrt, bittet ſie ihn um Waſſer für ihren von Kopfweh gequälten Kopf und

*) Im Auszuge iſt dieſer indiſche Roman in Verſen zuerſt in Colebrooke's Hitopadeſa-Ausgabe (Serampur 1804) publicirt worden, und bemerkt der Herausgeber in den Introductory Remarks über Dandi, den Dichter deſſelben: «*this distinguished poet, famous above all other Indian bards for the sweetness of his language and therefore ranked by Calidasa himself (if tradition may be credited) next to the fathers of Indian poetry, Valmici and Vyasa, composed a pleasing story in harmonious verse under the title of Dasakumarakarita or adventures of the ten youths.*» — Bruchſtücke einer engliſchen Ueberſetzung erſchienen in *Quarterly oriental magazine. Calcutta 1826. 1827.* (*vol. VI—VIII.*); ebenſo im *Asiatic Journal* (1828), die hochromantiſche Verführungsgeſchichte einer Frau durch einen Brahmanen. — Eine vollſtändige Ausgabe des Urtextes beſorgte Wilſon (London 1845); ebenſo Bühler (Bombay 1873). — Eine franzöſiſche Ueberſetzung gab Hippolyte Fauche: *Le Daça-Koumara-Tcharitra, roman par Dandi.* (*Paris 1862:* als zweiter Band ſeines Werks «*Une Tétrade ou drame, hymne, roman et poëme.*»)

Digitized by Google

ſtößt ihn, als er ſich bückt den Eimer emporzuwinden, in die Tiefe des Brunnens. Mit ihrem Verſtümmelten wandert ſie weiter und erwirbt ſich im Königreich Avanti den Ruf einer treuen Gattin. Ihr erſter Mann war jedoch gerettet, kam nach Avanti und ward eines Tages von Dhûmini geſehen. Dieſe aber verklagt ihn bei dem Könige: «das iſt der Böſewicht, von dem mein Mann verſtümmelt wurde.» Der König befiehlt ihn hinzurichten. Djanjaka fügt ſich und erbittet ſich nur als Gnade, daß der Verſtümmelte als Zeuge zu der Hinrichtung zugezogen werde. Im letzten Augenblick ſtürzt dieſer nun ſeinem ehemaligen Wohlthäter zu Füßen und geſteht alles. Der König läßt der Dhûmini das Geſicht entſtellen und verſtößt ſie aus ihrer Kaſte unter die *Çvapâçika* (Hundekocher).

Ohne daß der Name der Heldin genannt wird, ſteht die ſelbe Geſchichte im Pantſchatantra *IV.* Buch, 5. Erzählung (in Benfey's Ueberſetzung *II*, 303 ff.):

Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt — dieſe verläßt lieblos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen?

Das Krokodil ſagte: Wie war das?

Der Affe erzählte:

Ein Brahmane hat ſeiner Frau zu liebe, die mit ſeiner Familie beſtändig Streit hatte, ſeinen Stamm verlaſſen. Auf der Wanderung, als er für ſie nach Waſſer geſucht, findet er ſie todt bei der Rückkehr. Während er voll Verzweiflung jammert, hört er eine Stimme: wenn du die Hälfte des eigenen Lebens abgiebſt, ſo ſoll deine Brahmanin leben. Er gelobt es und ſie erwacht. (Darauf fällt ganz die nämliche Geſchichte mit dem Krüppel vor wie im *Dasakumarakarita.* Nur die Löſung iſt anders.) Als der Brahmane hingerichtet werden ſoll, ſagt er zum König: Majeſtät, ſie hat etwas empfangen, welches mir gehört, befiehl daß ſie es mir zuvor zurückgiebt.

Digitized by Google

— Sie: Ich habe nichts empfangen.

— Er: Gieb mir die Hälfte meines Lebens zurück, die ich mit drei Worten feierlich dir gab.

— Sie (aus Furcht vor dem König): Hier hast du das mit drei Worten übergebene Leben!

Im Augenblicke fiel sie todt nieder.

Darum, schließt der Affe, sage ich: Um die ich meinen Stamm aufgab, mein halbes Leben eingebüßt, diese verläßt lieblos mich: welcher Mann möchte Weibern trauen?

b.

Die Geschichte des jungen Schneiders und seiner Frau.

Nach einer für mich (1874) angefertigten Uebersetzung von *Dr.* Felix von Niemeyer, Dragoman des Kaiserlich Deutschen Generalkonsulats für Egypten, aus den «Vierzig Westen». *) (Geschichte des sechsten Westes.)

Also erzählt man:

Zur Zeit Isa's — Segen über ihn! — lebte ein junger Schneider, der hatte ein liebliches Weib. Beide liebten einander gar sehr und kamen

---

*) Von einem ungenannten türkischen Autor unter Murad *II.* (1422—1451) ins Türkische übersetzt. Derselbe nennt als Verfasser seines arabischen Originals den Scheich Sadeh. (*Hikayat arba'in sebah wa mesa*, Buch der vierzig Morgen und Abende.) Vgl. Loiseleur a. a. O. *p.* 172.

Die ebenda citirte erste französische Uebersetzung von Pétis de la Croix erschien 1707. Eine nach einem andern Manuskript gemachte in der *Bibliotheque des Romans* 1777.

Ein auszüglicher Abdruck des Romans türkisch, aber mit französischem Titelblatt, ist enthalten in: *Contes turcs en langue turque, extraits du roman Les Quarante Vizirs. Par feu M. Belletête.* (*Paris 1812.*)

Eine vollständige deutsche Uebersetzung gab Behrnauer: Die Vierzig Veziere. Leipzig 1851.

In einem modernen Druck, in quarto, ohne Ort und Jahr, habe ich die «Geschichte der vierzig Wesire»

تاريخ قرق وزير = *taryqh kirk wesir*

in einem jener malerischen Büchergewölbe des Basars zu Stambul gefunden, über welchen noch ein Hauch der Erinnerung an die maurische Schriftblüthe des Mittelalters ruht. In dieser meiner Ausgabe sagt der Autor nichts von dem arabischen Scheich Sadeh und überhaupt nichts von

Digitized by Google

überein: wenn die Frau zuerſt ſtürbe, dann ſolle er kein Weib wieder nehmen, ſondern von früh bis Abend ihren Grabſtein umſchlingend ſie beweinen; ſtürbe aber der Mann zuerſt, dann ſolle ſie desgleichen thun. Nach Allahs Rathſchluß ſtarb die Frau. Unter Jammern und Weinen begrub ſie der Schneider und verharrte dann, dem Uebereinkommen gemäß, immerfort auf ihrem Grabe, ihren Grabſtein umſchlingend und um ſie weinend.

Eines Tages als Iſa — Segen über ihn! — dort vorbeiging, ſah er einen jungen Mann weinend den Grabſtein umſchlungen halten. Er trat zu ihm und fragte, warum er weine, und jener erzählte ihm alles, da erweckte Iſa — Segen über ihn! — durch ſein Gebet die Frau zum Leben und ließ ſie in ihrem Leichentuch aus dem Grabe emporſteigen. Iſa — Segen über ihn! — ging darauf ſeines Weges, der Schneider aber ſprach:

— So im Leichentuch zu gehen, ſchickt ſich nicht, warte hier ein wenig, ich will mich nach Haus begeben und dir Kleider holen. Dann ziehſt du ſie an und wir wollen mit einander heimgehen.

Damit eilte er fort nach Hauſe, und die Frau blieb auf dem Kirchhof zurück.

Auf einmal kam der Sohn des Königs jenes Landes vorüber und ſah ein liebliches Weib in ein Leichentuch gehüllt daſitzen. Sofort ward ſein Herz von Liebe zu ihr erfüllt, er trat zu ihr und fragte:

— Wer biſt du?

ſeiner Quelle. Er widmet ſein Buch dem Sultan Muſtafa aus dem Hauſe Osman, welcher von ihm mit Sultan Mahmud, dem Beſchützer Firdusis, verglichen wird. Dieſer Muſtafa iſt entweder Muſtafa II. (1695—1702) oder Muſtafa III. der Gründer der großen Seraibibliothek († 1775). Nach dieſer Ausgabe iſt die obige Ueberſetzung. Der Name der Frau, welche in andern Texten Gülhendam heißt, wird hier nicht genannt. Iſa iſt der arabiſche Name für Jesus.

Ueber Wieland's poetiſche Bearbeitung der Geſchichte vgl. Reinhold Köhler, die Quelle von Wieland's Hann und Gulpenheh. (Archiv für Litteratur-Geſchichte III, p. 416—421.)

Digitized by Google

— Ich bin ein armes nacktes Weib; ein Räuber hat mich geplündert.

Zur Stunde befahl der Königssohn seinen Dienern, die nahmen das Weib, brachten sie in den Palast und legten ihr frische Kleider an.

Unterdessen hatte der Mann Kleider geholt, fand aber sein Weib nicht mehr dort, wo er sie verlassen hatte. Jammernd fragte er die Vorübergehenden, und da Niemand war, der sie gesehen hatte, begegnete der Arme, immer weiter fragend, endlich den Dienern des Königssohnes. Als die ihn fragten, warum er weine, antwortete er:

— Vor kurzem ist mein Weib gestorben. Gelobt sei Allah! — durch Isa's, des Propheten, Gebet, war sie wieder lebendig geworden, nun aber kann ich dieses mein Weib nicht auffinden — darum weine ich.

— Dieses Weib, sprachen jene, hat heute der Königssohn in den Palast gesendet.

Alsbald ging der Schneider zum Königssohn und sprach:

— Dies ist meine rechtmäßige Gattin! und verlangte sie zurück.

Der Königssohn ließ die Frau kommen und befragte sie, sie aber sagte:

— Nein! das ist der Räuber, der mich geplündert und mit meinen Kleidern das Weite gesucht hatte. Gott sei Dank, daß wir ihn nun haben! Wenn du ihn tödten lässest, wirst du dir ein großes Verdienst erwerben.

Der Königssohn gebot, und man band dem Schneider beide Hände auf den Rücken, und so sehr er jammerte — es half nichts, man führte ihn fort, um ihn aufzuhängen, nachdem man den Strick um seinen Hals geschlungen hatte. Unterwegs bemerkten sie Isa, blieben stehen und sahen ihn an; denn er war nahe gekommen. Isa fragte, was es gebe, und als sie berichtet hatten, hieß er sie einhalten, ging selbst zum Königssohn, ließ das Weib kommen, und sprach:

— Dieses Weib ist die Frau jenes jungen Mannes, ich habe ein Gebet gesprochen und sie dadurch wieder lebendig gemacht.

Digitized by Google

Da konnte ſie nicht mehr läugnen und geſtand die Wahrheit. Iſa ſprach wiederum ein Gebet, und das Weib ſank todt nieder. Der Schneider aber war gerettet und bereute nun, daß er ſie ſo lange beweint.

Dieſe Geſchichte erzähle ich darum, um zu zeigen, daß die Weiber immer zu Bosheit, Untreue und ſchlechten Dingen geneigt ſind.

c.

Geſchichte der Adileh.

Tauſend und Eine Nacht. Ueberſetzt von Gabicht, v. d. Hagen und Schall. Breslau 1825. Dreizehntes Bändchen, S. 64—71 (Epiſode in der 555. und 556. Nacht).

Der Ehemann iſt hier Seidenhändler, die Frau heißt Adileh, ſtatt Iſa's erſcheint hier «ein Geiſt»: ſonſt ſtimmt die Erzählung mit der eben mitgetheilten aus meiner Ausgabe der Vierzig Weſire völlig überein; wie ſie ja auch, nach Gauttier's Angabe, aus einem türkiſchen Texte der Vierzig Weſire für die 1001 Nacht überſetzt iſt (*a. a. O. I, XXIV* Note 1 und *XXV*, ſowie *XIII*, 276. 311).

Aus der einfachen Leſung des vorſtehenden ABC's und der Vergleichung der unter einander genetiſch verbundenen, beziehentlich identiſchen Erzählungen mit der Matrone von Epheſus ergiebt ſich unwiderleglich, daß unſre Novelle von der treuloſen Wittwe nicht nur nicht (wie ich noch 1877 mich ungenau ausdrückte) «dieſem Kreiſe angehört»,*)

*) Benfey ſagte (Pantſchatantra *I*, 460), die Matrone von Epheſus gehöre «dem Gedankenkreiſe nach» zu der 5. Erzählung des *IV.* Buchs des Pantſchatantra und den ihr innig verwandten im *Dasakumarakarita* u. ſ. w. Ich möchte dem nur inſofern beiſtimmen, als die Pantſchatantra-erzählung, ebenſo wie die Geſchichte von der treuloſen Wittwe zu den Novellen gehören, welche die große Sammlung des *Sirkveda* (Veda der Frauen), auch genannt «der fünfte Veda», bilden, worin die Liſten und Schliche, die Untreue und Bosheiten der Weiber gegeißelt werden. (Vgl. *Comparetti. Intorno al libro dei sette Savj di Roma.* [*Pisa 1865: Estratto dalla Rivista Italiana.*] *p. 11.*)

Digitized by Google

ſondern daß ſie *toto coelo* von der indiſch-arabiſch-türkiſchen Erzählung verſchieden iſt.

Im Pantſchatantra, im Daſakumarakarita und den Vierzig Weſiren ſteht unſre Novelle alſo ebenſowenig wie in den ſechs orientaliſchen Ueberſetzungen des indiſchen Grundwerks.

Wie verhält es ſich aber mit der Angabe Theodor Benfey's (oben S. 37), daß die Matrone von Epheſus im mohamedaniſchen Orient vorkomme?

Auf dieſe Angabe des ſonſt ſo genauen Forſchers findet leider das *Quandoquidem dormitat bonus Homerus* Anwendung. Es giebt keine im mohamedaniſchen Orient gemachte Verſion der Matrone von Epheſus; eine Thatſache, die mir auch Reinhold Köhler in einer brieflichen Mittheilung vom 28. Auguſt 1885 beſtätigt hat. Die Benfey'ſche Notiz beruht vielmehr, kann nur beruhen auf der ſo poſitiv auftretenden Behauptung Keller's vom Vorkommen des «Troſts der Wittwe» in der 1001 Nacht und den Vierzig Weſiren — wo ſie, wie gezeigt, nicht vorkommt.

Mit der, nach Veröffentlichung des Benfey'ſchen Werks (1859), zum Vorſchein gekommenen armeniſchen Verſion hat es folgende Bewandtniß:

Die unter Schah Soliman 1687 in Iſpahan verfaßte Bearbeitung der «Geſchichte der ſieben Weiſen oder Erziehung des römiſchen Kaiſers Diocletian» enthält unſre Novelle (Erzählung des ſiebenten Weiſen), aber dieſe armeniſche Verſion iſt aus occidentaliſcher Quelle gefloſſen, wie P. Lerch, aus inneren Gründen, nachgewieſen (Orient und Occident *II*, 2, *p.* 369—374 [1863]: die armeniſche Handſchrift iſt von David Sſerebriakow ins Ruſſiſche überſetzt. Moskau 1847). Ich vermuthe, daß dem armeniſchen Bearbeiter ſeine franzöſiſche Vorlage durch Pétis de la Croix (1620—1695) zugeführt worden iſt, welcher im Jahre 1675 ſich in Iſpahan aufhielt, von wo er das Sammelwerk des ihm be-

Digitized by Google

freundeten Derwiſch Mokles «1001 Tag», und ebenſo die «Vierzig Weſire» nach Frankreich zurückbrachte und überſetzte. (Vgl. v. d. Hagen, Geſammtabenteuer, *III, XXXVI.*)

Alſo, um die Summe zu ziehen, die in dem *Liber de septem sapientibus* erſcheinende Novelle von der treuloſen Wittwe iſt aus den uns bekannten orientaliſchen Quellen nicht gefloſſen, der Bearbeiter des älteſten lateiniſchen Grundwerks muß ſie alſo anderswoher genommen haben. Hier haben wir nun die Wahl, ob wir als ſeine Quelle den Petronius oder Romulus, oder ſei es eine verlorene orientaliſche Ueberſetzung, ſei es mündliche unmittelbare Ueberlieferung durch die aus dem heiligen Lande zurückkehrenden Trouvère anſprechen wollen. Für die letztere Annahme fehlen jedenfalls alle Beweiſe. Ich möchte mich für die erſtere Möglichkeit inſofern entſcheiden, als ich annehme, daß die vom Erzbiſchof von Chartres aus Petronius mitgetheilte Erzählung unſerm ja ebenfalls in Frankreich zu vermuthenden Autor des *Liber de VII sapientibus* zur Vorlage gedient hat. Mit der erſchloſſenen Abfaſſungszeit des letzteren (vor 1185) würde das vortrefflich ſtimmen. Denn von dem zwar erſt 1183 geſtorbenen Joannes Sarisberienſis ſagt der Abt von Sponheim, Johannes Trittenheim: «*Claruit sub Federico Imperatore I, anno MCXL*» (*Joan. Sarisberiensis ed. Plantiniana. Lugd. Bat. 1595.*).

Beſonders aufmerkſam iſt dabei jedoch zu machen auf die Uebereinſtimmung der Faſſung in der *Scala Coeli* mit dem oben beſprochenen Fabliau (S. 45): die dort ganz neu eingeführten Details finden ſich auch in der *Scala coeli.* Indeſſen wird dem Verfaſſer des *Liber de septem sapientibus* die Priorität und die Ehre der Erfindung für dieſe ausſchmückenden Zuthaten gebühren.

Ich laſſe nun die Novelle im Auszug des Joannes Junior nach der Ulmer Wiederholung der Lübiſchen *Editio princeps* folgen:

Digitized by Google

SEXTUS sapiens . . . ad imperatorem currens . . . incepit . . .: «nunc aperte cognosco, quod tibi eveniet, sicut militi juveni, diligenti uxorem suam.» Quumque imperator affectaret scire factum, ait sapiens: . . .

In terra mea erat quedam civitas, in qua per regem exstitit ordinatum, ut omnis vicarius per totam noctem custodiret interfectos per curiam, ne ab aliquo possent furari, et si casu aliquo civitatem ingrederentur, interficerentur sine dilatione aliqua. In illa civitate erat unus miles juvenis, qui cum pulcherrima juvencula contraxerat. Et tanto se mutuo diligebant, ut amor non posset imaginari. Tandem post annum mortuus est miles juvenis et tantus dolor invasit uxorem, quod posita supra suum sepulcrum non poterat removeri pro quacunque necessitate ab aliquo. Quod attendentes amici domumculam ei fecerunt supra sepulcrum viri, in qua uxor viri continue morabatur, et ei ab amicis ministrabantur necessaria vitae. Quumque post mensem de nocte media fuisset exorta tempestas maxima et vicarius villae predita [l. perditâ] sua societate, et gravitatem tantae tempestatis non posset ferre, ingressus civitatem, nec tamen ausus est ingredi domum propriam, nec cujuscunque alterius, sed vagando hinc inde, habitaculum hujus mulieris, stantis supra sepulcrum viri, finaliter est ingressus et eam exhortans et consolationem provocans a pulchritudine illius mulieris et facunditate verborum modo mirabili est tracta in corde, et ideo cum hilaritate vultus incepit eum interrogare, si uxorem haberet. Tunc vicarius: «Domina, non! miles sum vicarius illius civitatis, nec est mulier vivens, cum qua libentius contraherem quam vobiscum.» Tunc ipsa: «Recede, quia dies jam appropinquat, et voca cras parentes meos et impone eis, ut cras educant me de isto habitaculo ad domum propriam, et transacto aliquo tempore ero uxor tua.» Quumque vicarius recessisset et venisset ad custodiam suspensorum, reperit quod unus erat motus in illo intervallo, de quo rex plus volebat, ut ejus punitio monstraretur. Qui subito est regressus ad dominam, licentiam petiit fugiendi, et timebat quod loco furati in patibulo poneretur. Tunc mulier: «Ap-

Digitized by Google

porta ligones, ut fodiendo eum extrahemus virum noviter hic sepultum et ponamus eum in patibulo noviter furati.» Dum extra fossam fuisset ductus, ait vicarius: «Nihil facimus, quia qui amotus est de patibolo vulnus maximum habebat in capite et quia iste non habet, timeo ut fraus cognoscatur.» Cui mulier: «Extrahe gladium tuum et percute caput ejus et imprime simile vulnus in eo.» Quumque ille abhorreret, illa accepit gladium et, habita informatione de figura vulneris, atrocissime caput viri percussit et una cum vicario ad patibulum portavit, et eum in furcis suspendit. Tunc vicarius attendens ad ejus malitiam, dum fuisset eam abusus, contrahere contempsit cum ea. — Ita dico tibi, o imperator, postquam filius tuus mortuus et tu solveris debitum mortis, haec pessima uxor tua cum alio contrahet, nec recordabitur de te sicut de cane.

Tunc imperator: «Magna est dolositas mulieris.»

§ 6.

FÜR das verſchollene oder verlorene Original des *Liber de septem sapientibus* und die Trockenheit des Auszugs in der *Scala coeli*, wie ſie einem ſolchen von Natur zukommt, vermag uns die ſchon öfter (S. 57) erwähnte älteſte franzöſiſche poetiſche*) Verſion einen reichen Erſatz zu gewähren. Wenn der Herausgeber derſelben in der Einleitung bemerkt: «es ſei dies die älteſte vollſtändig erhaltene Bearbeitung in einer modernen Sprache,» ſo muß hinzugeſetzt werden «in Verſen», denn die ſpaniſche Proſaüberſetzung aus dem Arabiſchen iſt über 30 Jahre älter. Den Namen des Dichters der *Sept Sages* kennen wir ſowenig als wir wiſſen, nach welcher Vorlage er gedichtet. Es wird indeß wohl eine dem *Liber de VII sapientibus* ver-

*) Der Dolopathos des Herbers kommt hier nicht in Betracht, da er, gleich ſeiner Vorlage, wie bereits geſagt (S. 62), eigentlich kaum eine Bearbeitung der Sieben weiſen Meiſter zu nennen iſt.

Digitized by Google

wandte lateiniſche Faſſung geweſen ſein. Von der franzöſiſchen Proſabearbeitung, welche Goedeke als Quelle angenommen hatte, weiſt Gaſton Paris nach, daß ſie umgekehrt die Proſaauflöſung des poetiſchen Textes iſt (*a. a. O. p. V ff.*).

Unſre Erzählung nimmt die Abſchnitte *CLV* bis *CLXIII* ein und ſtellt ſich im Auszuge folgendermaaßen dar:

Ein *conte en Loherainne* lebte mit ſeiner Frau in großer Liebe. Er hielt eines Tags ein Meſſer in der Hand und ſie verletzte ſich aus Verſehen daran und blutete ein wenig, was er ſich ſo zu Herzen nahm, daß er am andern Morgen ſtarb.

CLVII

Die Frau ſetzte ſich auf ſein Grab und ſchwört bei Gott und St. Denis

Jamais d'illuec ne partira
Desci au iour quelle morra.

Nun kommen die Verwandten und ſchlagen ihr eine reiche Partie vor, ſie aber wiederholt, refrainartig,

El dist, que ia nempartira
Desci au iour quele morra.

Da bauen die Verwandten eine Hütte für ſie und bringen ihr Holz und machen Feuer.

CLVIII

Drei Räuber ſind an den Galgen (bei jenem Kirchhof) gehängt worden.

CLIX—X

Ein Chevalier reitet aus, ſie zu bewachen. Es iſt um die Zeit des Andreastages und ſehr kalt. Er gewahrt den Aufenthaltsort der Wittwe auf dem Kirchhof und tritt ein, um ſich zu wärmen, nachdem er verſprochen, kein ungeziemendes Wort zu ſprechen. Als er warm und ſeine Farbe wiedergewonnen, redet er ihr zu wieder zu heirathen:

Digitized by Google

Car nest el monde tel dolour
Ne tempeste ne tenebrour
Que tout ne conuigne oublier;
Car la mors fait tout achieuer.

Sie ſchwört ihren alten Refrain.

Er reitet ſodann zum Galgen zurück, wo unterdeſſen den einen Räuber ſeine Verwandten abgenommen haben. Der Chevalier beſchließt ſich bei der Wittwe Rath zu holen, die könne ihm vielleicht geben was ihn rette. Er erzählt es ihr:

Or men conviens fuir en frise;
Je natendrai pas la justiche.

CLXI

Darauf ſie ſofort:

Si vous me volijes amer
Et prendre a femme et epouser —

dann wolle ſie ihm guten Rath geben und er brauche nicht flüchtig zu werden. Als er zugeſtimmt, räth ſie, ihren Mann an den Galgen zu hängen. Beide nehmen den Körper aus dem Grabe und tragen ihn zum Galgen, woran ſie eine Leiter ſtellen.

CLXII

Der Ritter ſagt: er könne ihn nicht hängen,

Dame, dist il, se iel pendoie
Tous fuis couars endevenroie.

Sie ſagt: dann hänge ich ihn,

Amis, distele, jel pendrai
Pour vostre amour sans nul delai

legt ihm den Strick um den Hals und zieht ihn empor.

Digitized by Google

Der Ritter ſagt darauf: der Räuber war mit einem Degen durch die Rippen geſtochen. Sie entgegnet ſofort:

Et, se voles, je le ferais
Tout maintenant, sans nul delai.

und ſticht dem Todten durch die Rippen.

CLXIII

Der Ritter: der Räuber hatte zwei ausgeſchlagene Zähne, wenn morgen das Volk kommt, wird es ſehen, daß der am Galgen noch die Zähne hat. Sie:

Et, se voles, jes briserais
Tout maintenant, sans nul delai

und nimmt einen Stein, ſchlägt die zwei Zähne aus, ſteigt von der Leiter und kommt zum Ritter:

Amis, forment pris votre amour

Er aber antwortet:

Voire, dist il, or de putain
De dame diu ki fist euain,
Soit cil honnis, ki que il soit,
Ki en maluaise femme croit!
Tost aues chelui oublie
Ki pour vus fu ier enterre.
Je jugeroie par raison
Que len vous arsist en charbon.

La dame ot duel de ces nouieles;
Or est cheoite entre deus sieles.

Dieſer Novelle in Verſen iſt in eminentem Maaße der Stempel des franzöſiſchen Geiſtes aufgedrückt.

Gleich im Eingange überraſcht uns der Dichter durch die zarte Art, mit der er das Liebesverhältniß des Grafen zu ſeiner Frau andeutet.

Digitized by Google

Petron hatte kein Wort über den Mann verloren. Der indisch-chinesische Erzähler hatte allen Nachdruck auf den Mann gelegt und die Novelle rührend und würdig mit ihm schließen lassen. Der Franzose folgt dem älteren und tieferen Vorbilde wenigstens im Eingange; ja, er erfindet hier noch den sehr schönen Zug hinzu, daß der Mann aus übergroßer, fast krankhaft nervöser Liebe zu seiner Frau gestorben ist.

Mit ächt französisch realistischem Lokalkolorit ist die Scene auf dem Kirchhof ausgestattet. Die Zwiegespräche zwischen dem Ritter und der Frau sind eine weitere, durch die sehr glückliche Einführung des Refrains gehobene Ausführung des in dem Fabliau (S. 45 oben) kurz Angedeuteten. Die Frau soll den Becher der Schande hier ganz leeren. Der Ritter, obwohl er landesflüchtig werden, oder den Tod fürchten mußte, wenn der Leichnam nicht an den Galgen käme, sagt doch, er müßte ein Elender sein, wenn er selbst den Ritter aufhinge. So muß sie alles thun und sogar den, der aus Liebe zu ihr gestorben, noch verstümmeln!

Trotzdem hier die Schuld der Wittwe noch unendlich größer erscheint als bei Petronius, so entschließt sich der Franzose so wenig als der Römer, der poetischen und moralischen Gerechtigkeit durch einen tragischen, den allein möglichen Schluß Genüge zu thun. Der Ritter sagt ihr nur, von Rechtswegen müsse man sie verbrennen, und läßt sie stehen. Und die Novelle schließt fast lustig mit dem Sprichwort: So hatte sich die Frau zwischen zwei Stühle gesetzt, d. h. den Todten hatte sie geschändet um des Lebenden willen und der Lebende ließ sie sitzen.

Aber der Franzose hatte doch ein weit feineres künstlerisches Bewußtsein als der römische Fabulist, welcher ganz brutal das nackte Faktum der drei Nächte im Mausoleum erzählt, und die Frau dann auch später mit ihrem Soldaten ruhig weiter leben läßt, wenigstens keinerlei Andeutung vom Gegentheil giebt. Der Franzose läßt seine Gräfin von dem Ritter nur ein Eheversprechen erlangen, keineswegs geht es auf dem Kirchhofe

Digitized by Google

hier her wie in dem Fabliau (S. 45 unten), und am Ende ſteht die Frau mit Scham und Schande bedeckt, von Gewiſſensbiſſen gequält, jämmerlich und allein unter dem Galgen, woran ſie den gebracht, der aus Liebe zu ihr geſtorben war. Ende und Anfang der franzöſiſchen Novelle ſind wenigſtens durch die Einheit der künſtleriſchen Idee verbunden. Das tiefe Gefühl für die eheliche Treue, welches dem Inder ſeinen Schluß eingab, fehlte dem romaniſchen Dichter freilich.

Als ein hoher ſittlicher Dichter erſcheint dieſer namenloſe Trouvère aber, wenn wir ihn mit dem franzöſiſchen Poeten vergleichen, der ſich faſt genau vier Jahrhunderte ſpäter des ſelben Stoffes bemächtigte.

Jean de La Fontaine (1621—1695) veröffentlichte ſeine Erzählung *La Matrone d'Ephèse* in dem Buche: «*Poème du quinquina et autres ouvrages en vers de M. de La Fontaine. A Paris. 1682.*» Er wurde zu der Dichtung vielleicht angeregt durch St. Evremont's eben erſchienene Ueberſetzung der Matrone von Epheſus (*Oeuvres mesleés de M. de S. E. Paris 1678.* Darin auch ein *éloge de Pétrone*). Die Bearbeitung La Fontaine's wurde nachmals in ſeine 1694 erſchienenen «*Fables choisies*» aufgenommen und iſt nach des Dichters Tode unter die «*Contes*» verſetzt, wohin ſie auch gehört.

Er lehnt ſich durchaus an Petron an.

Quelle grace aura ma Matrone
Au prix de celle de Petrone?

fragt er. Der alte Klaſſiker gilt ihm als unübertreffliches Muſter. Er hat ihn aber an Immoralität noch weit übertroffen. Nicht in dem Detail der Erzählung, hier iſt Petron der Meiſter, aber im Geiſte der ganzen Behandlung. Sein Conte ſchließt mit folgenden Worten, welche wohl gemerkt der Autor ſelbſt als bedächtig abgewogene Schlußmoral ſpricht:

Digitized by Google

Cette veuve n'eut tort . . . . .
Q'au dessein de mourir, mal conceu, mal formé,
Car de mettre au patibulaire
Le corps d'un mari tant aimé
Ce n'était pas peut-être une si grande affaire.
Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré.

Petron hatte dies nur der von ihrer Sinnlichkeit hingeriſſenen Wittwe in den Mund gelegt: «*malo mortuum impendere quam vivum occidere.*» Der Poet Louis des Vierzehnten trug es ohne Scheu als geſunde und räſonnable Moral vor. Der Inder ließ die Wittwe den Scheiterhaufen beſteigen, bei dem modernen Franzoſen war die Idee der Ehe ſchon ſoweit herabgekommen, daß er grade die Abſicht der Wittwe, aus Liebe dem Geliebten in den Tod folgen zu wollen, für ihre einzige moraliſche Schuld erklärte, aber davon, daß ſie den Leichnam ihres Gatten an den Galgen brachte, gar nur zu ſagen wußte:

Ce n'était pas une si grande affaire.

Wir können hier La Fontaine auch nicht mit Alfred de Muſſet's Verſen in Schutz nehmen:

La Fontaine a ri dans Boccace,
Où Shakespeare fondait en pleurs.

Die Luſtigkeit des berühmten Conteurs wird hier zur Frivolität.

Die glatte Eleganz der Verſe, in denen dieſe grenzenloſe Verkehrung des Edelſten zu Tage tritt, hat in der That etwas Empörendes. Nur die gemeinſte Oberflächlichkeit hatte hier die Abgründe des Lebens gleisnerisch verſchleiert. Indem dieſe hoffähige, geleckte, flache, künſtliche Dichterei jeden ſtarken Naturlaut ängſtlich mied, den freien Wuchs der

Digitized by Google

Bäume im Walde der Poeſie beſchneidend, wie die Scheere des Hofgärtners die Taxushecken von Verſailles, war ihr mit den tiefen Empfindungen überhaupt auch jede Empfindung für eine tiefe Moral abhanden gekommen. Wie ehrwürdig erſcheinen neben La Fontaine's frivolen aber immer die Grenzen des Konvenablen einhaltenden ſchlüpfrigen Erzählungen, ſchlüpfrig, weil ſie aus Mangel an jeder Naivetät die Dinge nicht bei Namen zu nennen wagten und nun in einem Nebel geiſtreicher entfernter Anſpielungen das Anſtößige verhüllten, um es dadurch nur pikanter zu machen — wie ehrwürdig erſcheinen neben dieſen graciöſen Raffinerien jene unſterblichen Balladen François Villon's, welche das volle echte Leben, ein ganz gewiß ſehr unſittliches Leben, aber in den Farben der Wirklichkeit und mit den rührendſten Ausbrüchen der Reue in ewiger Naturwahrheit ſchon 200 Jahre vor La Fontaine dargeſtellt hatten. Welch ein Abfall von den Fabliaux, den alten humoriſtiſchen und naiven Nouvelles, den Troubadour- und Trouvèregedichten, die La Fontaine ſo unendlich verſchönert, von Schmutz gereinigt, verbeſſert, in Vergeſſenheit gebracht zu haben glaubte!*)

Die von La Fontaine wiederaufgefriſchte Erinnerung an die Matrone von Epheſus war übrigens in Frankreich nie ausgeſtorben geweſen; wie wir aus den 1665 (zufälligerweiſe gleichzeitig mit der *Editio princeps* von La Fontaine's *Contes*) zuerſt gedruckten Memoiren Brantome's erfahren. Meſſire Pierre de Bourdeille, Seigneur et Baron de Richemond ꝛc., Conſeigneur de Brantome (1527—1614), Kammerherr und tapferer

*) Ich unterſchreibe dies ſchon 1873 gefällte Urtheil über die *Contes* des gefeierten Fabeldichters noch heute, aber es darf nicht überſehen werden, daß es nicht als abſolutes gemeint war, es trifft La Fontaine nur im Vergleich zu Villon und der altfranzöſiſchen Poeſie. Sonſt ſoll — ganz abgeſehen von der im ſchönſten Sinn klaſſiſchen Form der Sprache in allen ſeinen Werken — wenigſtens recht oft auch ihm zu gute kommen, was Goethe über Lorenz Sterne ſo anmuthig ſagte: «Das Element der Lüſternheit, in dem er ſich ſo zierlich und ſinnig bewegt, würde vielen Andern zum Verderben gereichen.» (*XXIII*, 282 der vollſtändigen Ausgabe letzter Hand.)

Digitized by Google

Krieger unter Charles *IX.* und Henri *III.*, beſchloß ſein Leben am Schreibtiſch über ſeinen Memoiren. Obwohl er in ſeinem völlig rechtsgültigen Teſtamente beſtimmt hatte, daß die für den Druck «ſeiner Bücher, die er aus ſeinem eigenen Geiſt und Erfindung geſchaffen, und zwar mit großem Fleiß und Arbeit, geſchrieben von ſeiner Hand» nöthige Summe aus ſeinem Nachlaß vorweg zu nehmen ſei, auch ſeine ernannten Erben nicht eher in den Genuß der Erbſchaft kommen ſollten, als bis der Druck beſorgt ſei: ſo gingen 50 Jahre darüber hin, bis ein holländiſcher Buchhändler dieſe für die Kenntniß der Zeit und auch durch die Darſtellung unſchätzbaren Bücher, und auch nur verſtümmelt, druckte. — In dem *Livre second des Dames**) (*discours IV*) trägt uns Brantome «*un exemple d'une belle et honneste Dame d'Ephèse*» vor; er habe die Geſchichte auf einem luſtigen Diner von einem Monſieur d'Aurat zuerſt gehört, welcher ſie wieder aus Lampridius**) hatte haben wollen. Später, ſagt Brantome, hätte er dieſen Schwank auch im «*Livre des Funérailles, très-beau certes, dédié à feu Monsieur de Savoye*» geleſen. In ſeinem Kreiſe wurde die Phraſe «*jouer le rolle de nostre dame d'Ephèse*» zum Sprichwort und an Gelegenheiten, es auf junge Wittwen anzuwenden, fehlte es nach der Verſicherung des welterfahrenen Autors nicht. Brantome faßt die Geſchichte als franzöſiſcher Hofmann ungefähr eben ſo auf wie der Hofmann des Nero, und legt den Hauptnachdruck darauf, daß ſie den Galan gerettet, wenn auch «*par un acte et opprobre fort vilain à son mary*». Er läßt die Frau nämlich dem Todten ein Ohr abhauen, um ihn dem Gehängten ähnlich zu machen. «*Et certes ce fut une estrange tragi-*

---

*) Der holländiſche Buchhändler gab dem Buche den ekelhaften Modetitel «*Les dames galantes*», und mit dieſem muß es ſich leider noch heute ſchleppen.

**) Brantome, oder vielmehr ſein Gewährsmann, hat den Verfaſſer der *Chronique scandaleuse* des Heliogabal vermuthlich mit demjenigen der *Chronique scandaleuse* des Nero verwechſelt; woraus ſich auch erklärt, daß des Petronius mit keiner Silbe bei ihm gedacht wird.

Digitized by Google

comédie, pleine de grande inhumanité, d'offenser si cruellement son mary.» Aber auf den Treubruch ſelbſt legt er weiter kein Gewicht und hat gleich eine Hiſtorie aus der Bartholomäusnacht bei der Hand, wo ein Soldat vor den Augen der Frau den Gemahl niederhieb und nun verlangte, daß ſie ihn wieder heirathen ſolle oder er tödte ſie gleichfalls. «*La pauvre femme, qui estoit encore belle et jeune, pour se sauver la vie, fut contrainte faire et nopces et funérailles tout ensemble.*» Wem fällt nicht hier Shakeſpeare's Richard *III.* ein:

Ward je in ſolcher Laun' ein Weib gefreit?

Brantome hat Mitleid mit der Frau: «*encore estoit-elle excusable, car qu'eust pu faire moins une pauvre femme fragile et foible, ci ce n'eust esté de se tuer ellemesme, ou tendre sa belle poictrine à l'espée du meurtrier?*» Die Lucrecien giebt es nur in der Fabel, denkt der liebenswürdige alte General.

Wie die Matrone d'Ephèſe in der Geſellſchaft von ſich reden machte, ſo wurde ſie auch für die franzöſiſche Bühne häufig bearbeitet:

1614: *L'Ephésienne. Tragicomédie en 5 actes & en vers. Par Pierre Brinon;*

1668: *La veufve de Pétrone.* (*Pièces diverses: La feste de Versailles du 18. juillet*);

1684: *Grapignan ou Arlequin procureur. En trois actes. Par de Fatouville.* Aufgeführt im *Théatre italien;*

1702: *La Matrone d'Ephèse. Par Houdar de la Motte.* Aufgeführt im *Théatre français;*

1714: .... *Opéra comique par Louis Fuzelier.*

1788: *La Matrone d'Ephèse. Comédie en un acte et en vers, mélée d'ariettes.* In den Schriften von M. Le Gay. (*Nouvelle édition ornée de figures. Pays de Vaud, 1788. II, 1—48.*)

1792: *La Matrone d'Ephèse. Par Jean Baptiste Radet.**)

*) Als Uebertragungen dieſer franzöſiſchen Schauſpiele auf das niederländiſche Theater

Ueber 50 Jahre vergingen, nach La Fontaine's *Conte*, bis wieder ein Dichter unſre Novelle, und zwar als ſolche, behandelte. Und es war kein andrer als jenes univerſellſte Genie des 18. Jahrhunderts, welches alle Fehler und alle Tugenden des *siècle Louis le Grand* noch einmal in ſich vereinigte, zugleich aber doch, wie der große Molière, zuweilen als Enkel und Erbe jenes echten *esprit gaulois*, wie er Villon, Antoine de la Sale, Rabelais und Regnier eigen war, faſt wider Willen erſcheint: Voltaire. Denn in der Pucelle, manchen lyriſchen Gedichten und ſeinen «Romans» ſind doch Züge, welche wirklich der Natur abgelauſcht ſind, ſo ſehr auch ſeine Dramen das Gegentheil von Shakeſpeare und den alten franzöſiſchen Farcen ſind. Freilich Ausbrüche jenes tiefen Vulkans der Leidenſchaft, der in Jean Jacques' Bruſt glühte, ſuchen wir bei Voltaire vergebens, bei Rouſſeau vergebens jene geiſtvoll peſſimiſtiſche Philoſophie, mit der der Weiſe von Ferney die ganze Welt umſpannte, und worin ihn nur Diderot, der Peſſimiſt des Herzens, (aber in ſeiner *Correspondance inédite*, nicht in den ſozuſagen officiellen Artikeln der Encyklopädie) übertraf.

Auf unſern ſpeciellen Fall zurückzukommen, der übrigens gewiß als ein bedeutſamer Beleg für eine peſſimiſtiſche Weltanſicht gelten muß, wie denn des indiſch-chineſiſchen Dichters Schlußmonolog wie ein Monolog Hamlet's klingt — ſo hat der Dichter des «*Candide*» mit antioptimiſtiſcher Vorliebe für ſolche Stoffe den unſrigen ergriffen. Und er ſtellte ſich mit ſeiner Behandlung hundert Schritte näher an die Quelle als alle ſeine franzöſiſchen Vorgänger. Er ſetzte die Matrone d'Ephèſe in

verzeichne ich hier beiläufig folgende, mir nur den Titeln nach bekannte Stücke:

H. Angelkot, Het vrouwtje van Ephesus. Kluchtſpel. Amſterdam 1721.

J. Ryk, Het weduwe van Epheze. Amſterdam 1721.

C. A. van Kay, De weduwe van Epheze. Blyſpel met zang. Amſterdam 1810.

Ueber engliſche Nachahmungen ſiehe unten § 10, über deutſche § 12.

Digitized by Google

ihre alten orientaliſchen Rechte ein, als er im «Zadig» ihre Geſchichte alſo vortrug:

Zadigs Frau, Azora, kommt außer ſich zu ihm, weil ſie eine Wittwe hatte tröſten wollen, die ihrem Manne ein Grab am Ufer eines Baches errichtet und geſchworen, ſo lange das Waſſer am Grabmal vorbeifließe, ſo lange dort zu bleiben — als ſie aber hinkam, fand ſie die Frau den Bach ableitend. Azora war entrüſtet über das Benehmen dieſer Wittwe. Aber die Parade, die ſie mit ihrer Tugend machte, mißfiel Zadig. Er zog daher ſeinen Freund Cador, den Azora am meiſten von ſeinen Freunden ſchätzte, ins Vertrauen, und als Azora von einem zweitägigen Landaufenthalt zurückkehrte, ließ er ſie mit ſeiner Todesnachricht empfangen. Sie ſchwört mit ihm zu ſterben. Cador kommt und ſie weinen zuſammen. Am Morgen weinen ſie weniger und eſſen zuſammen. Cador erzählt, daß der Verſtorbene ihm den größten Theil ſeines Vermögens vermacht und deutet an, daß er es mit ihr theilen möchte. *La dame pleura, se fâcha, s'adoucit; le souper fut plus long que le diner.* Azora lobte den Verſtorbenen, aber er hätte doch einige Fehler gehabt, die Cador nicht hätte.

Mitten im Souper wird Cador von Milzſtechen befallen. Sie iſt ſehr beſorgt und reibt ihm die kranke Stelle. Er erklärt, nur die daraufgelegte abgeſchnittene Naſe eines am Tag zuvor Verſtorbnen könne ihm helfen. Mit einem Raſirmeſſer geht ſie zum Grab ihres Gatten, da der Engel Aſrael ihn wohl auch ohne Naſe über die Brücke Tſchinavar paſſiren laſſen würde. Zadig richtet ſich im Sarge auf, hält mit der einen Hand ſeine Naſe feſt und ſagt, mit der andern das Raſirmeſſer abwehrend: *Madame, ne criez plus tant contre la jeune Cosrou, le projet de me couper le nez vaut bien celui de détourner un ruisseau.*

Zadig erſchien 1747 und der Autor will die Erzählung aus einem arabiſchen Buche haben, das aus dem Chaldäiſchen überſetzt ſei. Indeß

Digitized by Google

wird Du Halde's chineſiſche Verſion von 1735 Voltaire's Quelle für das köſtliche Kapitel *Le nez* geweſen ſein: er citirt das Werk der Jeſuiten öfter in ſeinen, den *Mélanges littéraires* einverleibten *Lettres chinoises.* (*Oeuvres, éd. 1784, XLVII p. 185 ff.*) Die neuen Züge hat dann ſeine eigene Erfindungskraft geſchaffen.

Daß Voltaire die tragiſche Löſung nicht beibehielt, iſt bei ſeiner Behandlung des Stoffes natürlich. Er macht ſo den beabſichtigten poſthumen Ehebruch und das geſchwungene Raſirmeſſer nur zu einem luſtigen Intermezzo, das die philoſophiſche Ehe weiter nicht unangenehm unterbricht. Es hat mit dieſer ſeiner heiteren Löſung eine ganz andre Bewandtniß als mit der Darſtellung La Fontaine's. Voltaire hat von vornherein die Geſchichte mit der ihm eigenen ſkeptiſchen Grazie umkleidet. Er enthält ſich jedes Moraliſirens, es kommt ihm nur auf einen Beitrag zur Geſchichte des weiblichen Leichtſinns an. Auch handelt ſeine Wittwe nicht ſo ſchändlich wie die des Petron und La Fontaine, der Verluſt der Naſe iſt mit dem Aufknüpfen am Galgen nicht auf Eine Linie zu ſtellen, und überdieß läßt es unſer Ironiker (ſeiner Vorlage folgend) nur bei dem Verſuche bewenden.

Am Ausgang des 18. Jahrhunderts, fünf Jahre vor der franzöſiſchen Revolution, nahm jener merkwürdige Sittenſchilderer Rétif de la Bretonne (1734—1806) in ſeinen Novellenocean «*Les Contemporaines ou avantures des plus-jolies femmes de l'âge-présent: Recueillies par N.-E. R** D-* L-* B****»* eine Erzählung «*La Matrone de Paris*» auf (*p. 238—255: Dix-septième volume. Imprimé à Leipsick, Par Büschel, marchand-libraire Et se trouve à Paris chés la Dme Ve Duchesne. 1784.*) Er meint von derſelben: ſie unterſcheide ſich nicht viel von der Matrone d'Ephèſe und läßt zum Beweiſe die letztere in Nodot's Ueberſetzung folgen (*p.* 256—261). Es iſt eine ſehr lebhaft vorgetragene, aber ziemlich unwahrſcheinliche Geſchichte von einer jungen Frau, deren Mann von einem Baum geſtürzt iſt, wo

Digitized by Google

er ein von ihr gewünschtes Vogelneſt herabnehmen wollte. Er wird für todt davon getragen, kommt aber wieder zu ſich und wird im Hauſe ſeines Vaters verpflegt, während die Frau im Glauben belaſſen wird, er ſei todt und ſchon begraben. Der Grund dieſer geheimen Pflege iſt, daß der Arzt ihn nur dann erklärt retten zu können, wenn kein Menſch zu ihm gelaſſen werde, beſonders aber ſeine Frau nicht. Drei Monate ſchwebt er zwiſchen Leben und Tod, bis es nach und nach beſſer mit ihm geht. Die Pſeudo-Wittwe iſt inzwiſchen untröſtlich. Ihren Schmerz theilt ein Couſin, der Marineofficier iſt. Nach und nach aber geht er zur Rolle des Soldaten im Grabgewölbe der Matrone von Epheſus über und mit dem ſelben Erfolg. Zur Verheirathung ſoll nur der Ablauf des Trauerjahres abgewartet werden. Als nun der Ehemann, grade ein Jahr nach ſeinem Unfall, geſund geworden und ſich ſeiner Frau zum erſten Male zeigen will, — liegt ſie eben in den Wehen. Trotzdem iſt der Gatte ſpäter geneigt, ihr zu verzeihen; als er ſich aber überzeugt, daß ſeine Frau immer noch den Marineofficier (der ſich übrigens über ihren Verluſt längſt getröſtet hat) liebt, wird Conſtance — ſo heißt die Heldin — in ein Kloſter geſteckt.

Ich erinnere bei dieſer Gelegenheit an Schiller's treffliche Beurtheilung von Rétif's *Coeur humain dévoilé* (Brief an Goethe vom 2. Januar 1798).

Im 19. Jahrhundert hat kein geringerer als Alfred de Muſſet unſren Stoff behandelt, und zwar in dem dramatiſchen Gedicht *La Coupe et les Lèvres* (1832). Im vierten Akt hat der Held ſich für todt ausgegeben und wohnt, als Mönch verkleidet und maskirt, ſeiner eignen Leichenfeierlichkeit an dem — leeren — Sarge bei. Auch ſeine Geliebte kommt weinend herbei, läßt ſich aber dann durch den unerkannten Mönch, welcher auf dem Sarge Gold und Koſtbarkeiten für ſie aufhäuft, verführen. Hinſichtlich des Details verweiſe ich auf Muſſet's ſchöne Verſe, die in

Digitized by Google

Prosa aufzulösen ein Verbrechen wäre wie das der Cleopatra, als sie die Perle im Essig zergehen ließ.

§ 7.

Von der soeben betrachteten französischen Behandlung des Sujets kann die italienische erklärlicherweise nicht wesentlich verschieden sein. Wie Dante und Petrarca den Troubadours, Boccaz den Trouvèren folgte, so giebt auch die Novelle von der treulosen Wittwe Zeugniß, daß die italienische Novellenlitteratur, wie sie später auf Frankreich so bedeutungsvoll zurückwirkte, ihren Ursprung in Frankreich genommen.

Von dem ältesten italienischen Novellenbuch, dem später s.g. Novellino, gehört die (nicht mehr vorhandene) Handschrift, nach welcher die erste, unverstümmelte Bologneser Ausgabe von 1525 durch Carlo Gualteruzzi gemacht worden, der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts an. (Vgl. *Alessandro d'Ancona, Studj di critica e storia letteraria. Bologna 1880, p. 217—359: Del Novellino e delle sue fonti* und *Le Novelle antiche per Guido Biagi. Firenze 1880. Introduzione p. CXL—CXLV.*)

Der Kompilator des Werkes *Le ciento Novelle antike* — dies der wahre Titel — war ein Florentiner Bürger, und seine Quellen sind meist Erzählungen der lateinischen Novellen- und Fabellitteratur; wir werden besonders an die *Gesta Romanorum* erinnert. In der Ausgabe von 1525 (in getreuem Abdruck wiederholt: *Milano | per cura di Paolo Antonio Tosi | 1825*) ist die Novelle von der treulosen Wittwe die *LIX.*: «*Qui conta d'un gentiluomo che lo 'mperadore fece impendere.*»

Der Kaiser, welcher die Leiche eines wegen eines Verbrechens aufgeknüpften Edelmanns durch einen Ritter bewachen läßt, heißt Federigho:

Digitized by Google

es iſt Friedrich Barbaroſſa (1121—1190) oder Friedrich *II.* (1194—1250). Die Leiche wird geſtohlen und der Wächter begiebt ſich in eine nah gelegene Abtei, um zuzuſehen, ob er dort vielleicht den Leichnam eines kürzlich Beigeſetzten auftreiben könne. Hier findet er die troſtloſe Wittwe an der Gruft ihres am ſelben Tage geſtorbenen Mannes. Der Ritter tröſtet ſie und verſpricht ihr die Ehe, wenn ſie ihm in ſeiner Noth helfen wolle. Sie hört auf zu weinen und zieht den Leichnam ihres Gatten aus der Gruft. Als er aufgehängt iſt, ſagt der Ritter, dem Geſtohlenen habe ein Zahn gefehlt; worauf die Wittwe der Leiche einen Zahn aus dem Munde bricht. Da ſagt der Ritter: Iſt Euch ſo wenig an Dem gelegen, den Ihr ſo ſehr zu lieben vorgabt, ſo würde Euch an mir noch viel weniger gelegen ſein. Und er läßt ſie mit Schande beladen, ſtehn.

Dieſe Verſion ſteht am nächſten dem Text im *Liber de VII sapientibus*, ſowie dem franzöſiſchen Fabliau (S. 45), obwohl ihr ganz eigenthümlich iſt, daß der Gehängte bereits geſtohlen iſt, ehe der Wächter die Bekanntſchaft der Wittwe macht.

Dunlop-Liebrecht und A. Keller (*a. a. O.*) citiren die Novelle als Nr. 56: dies iſt die Nummerirung der kaſtrirten und interpolirten Ausgabe des Monſignore Vincenzo Borghini (Firenze, Giunti, 1572).

Das von Keller weiter als eine Behandlung der Novelle «in neuerer Zeit» enthaltend citirte «*Libro di Novelle. Milano 1804*» iſt nichts als ein Wiederdruck des Borghiniſchen Textes des Novellino.

Von dem ſelben Keller wird als eine fernere Behandlung «in neuerer Zeit» diejenige des *Lorenzo Astemio di Macerata* aufgeführt. Derſelbe lebte aber um 1500 und ſein *Hecatomythum* iſt eine Ueberſetzung der *C novelle antiche* ins Lateiniſche. Dies überflüſſige Buch wird citirt von Lancetti in der Vorrede ſeiner «*Satire di Tito Petronio Arbitro. Brescia 1806.*»

Weniger Intereſſe bieten die italieniſchen Ueberſetzungen der lateiniſchen oder franzöſiſchen Faſſungen der Sieben weiſen Meiſter, eben

Digitized by Google

weil es nur Ueberſetzungen ſind. Sie beginnen bereits im Anfang des 14. Jahrhunderts.

Aus den Handſchriften wurden herausgegeben:

Novella antica scritta nel buon secolo della lingua. Ed. Giovanni della Lucia. Venezia 1832. (Wieder abgedruckt als *Storia d'una crudele matrigna. Bologna 1862.*) Della Lucia hatte die Sprache moderniſirt. Der von ihm benutzte, längere Zeit verſchollene Codex wurde 1883 wiederaufgefunden und von Rödiger im genauen Abdruck herausgegeben (*Giornale storico della letteratura italiana. Firenze 1883*). Der ſechste «*filosofo*» erzählt die Geſchichte der Wittwe. Dieſer Verſion liegt die lateiniſche, nach dem Franzöſiſchen gemachte Ueberſetzung zu Grunde, welche Muſſafia aus der Wiener Handſchrift veröffentlicht hat (*a. a. O.*).

Il libro dei sette Savj di Roma. Pisa 1864. Der ſich erſt auf *p. XXXV* nennende Herausgeber iſt Aleſſandro d'Ancona. Unſre Novelle ſteht *p. 66—72.*

Il libro dei sette Savi di Roma. Tratto da un codice del secolo XIV per cura di Antonio Cappelli. Bologna 1865. Der ſechste *filosofo* erzählt die Geſchichte (*p. 34—37*).

Den bereits bei d'Ancona (*Sette Savj p. XXVIII f.*) beſchriebenen, in Oxford vom Grafen Mortara aufgefundenen, jetzt im Britiſh Muſeum befindlichen Codex, welcher unſre Novelle ebenfalls enthält, hat Varnhagen herausgegeben (Eine italieniſche Proſaverſion der Sieben Weiſen. Berlin 1881).

Eine Verſion in Ottave rime, nach den *Sept Sages* von einem Venezianer zwiſchen 1420 und 1470 verfaßt, iſt von Pio Rajna edirt worden (Bologna 1880) aus einer Handſchrift, welche der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehört. Auch hier erſcheint unſre Wittwe (*Canto XII, p. 121—127*).

Digitized by Google

Die aus dem 16. Jahrhunderte ſtammende Bearbeitung der Sieben weiſen Meiſter *I compassionevoli avvenimenti di Erasto* (*Editio princeps Venedig 1542*) entfernt ſich von ihrer Vorlage ebenſo weit wie der Dolopathos und hat, wie dieſer, unſre Novelle nicht.

Der früheſte italieniſche Novelliſt, welcher die Petroniſche Matrone von Epheſus nachahmte, war der Lucheſe Giovanni Sercambi. Von ſeinen Novellen gab zuerſt Gamba (Venedig 1816) eine kleine Auswahl von 20 heraus, und unter dieſe iſt die unſrige die 16te. Die Ausgabe beruht auf dem 156 Nummern enthaltenden Codex im Beſitz des Marcheſe Gian Giacomo Trivulzio in Mailand. Die Novellen werden 1374 in Lucca zur Zeit der Peſt erzählt. Der Codex der Bibliothek Trivulzio gehört ebenfalls dem 14. Jahrhundert an. Sercambi ſtarb in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts. (Vgl. *Porro, Catalogo dei Codici manoscritti della Trivulziana. Torino 1884, p. 406.*)

Annibale Campeggi (geſtorben an der Peſt 1630 auf der Villa Boteniga an der Brenta) war der Verfaſſer des anonymen, in ſeinem Todesjahr herausgekommenen Büchleins «*Novelle dve esposte nello stile di Giovanni Boccaccio. D'all Academico Oscuro. In Venetia MDCXXX presso Christoforo Tomasini.*» Das Buch hat nur 21 Seiten in klein 4° und S. 15 bis 21 ſteht die «*Novella secondo di Petronio Arbitro*». Später ward ſie aufgenommen in das Sammelwerk «*Novelle amorose de' Signori academici incogniti. In Venezia, MDCXLI*», wo ſie unter Campeggi's Namen *p.* 207 bis 211 zu finden iſt. Die Ueberſchrift der Novelle in der *Editio princeps* iſt in dieſem Wiederabdruck weggelaſſen.

Einer der ſpäteſten Novelliſten, Euſtachio Manfredi hat eine «*Matrona di Efeso*» in ſeinen *Prose e Rime* (*Bologna 1709*) veröffentlicht. Gamba in ſeinem Buche *Delle novelle Italiane* (*ed. II. Firenze 1835, p. 7*) ſagt von Manfredi, er habe die Novelle «*con più eleganza d'ogni altro*» erzählt. Ich habe ſie nicht geſehen.

Digitized by Google

Abermals in Ottave rime wurde unſre Geſchichte vorgetragen im «*Ricciardetto*» des Niccolò Forteguerri (1674—1735) *Canto XIII* Strophen 89—106. (Erſte, unverſtümmelte Ausgabe, nach des Autors Tode, unter dem fingirten Namen Carteromaco, Paris [Venedig] 1738.)

In Seſtinen gab die Matrone von Epheſus wieder der Florentiner Somigli. (*Rime del Signor Domenico Somigli fiorentino. Firenze 1782. II volumini.*) Sie ſteht hier im 1. Bande und trägt die Ueberſchrift «*Ad un geloso. Favola.*» Der Verfaſſer, 1744 geboren, war bis zum 21. Jahre Barbier, erblindete dann und ernährte ſich nun als Gelegenheitsdichter.

Endlich führt Lancetti (a. a. O.) die italieniſche Proſaverſion auf, welche ſein Freund, der Barnabitenpater Coſimo Galeazzo Scotti in der zweiten Novelle ſeines Werkes «*Giornate del Brembo. Cremona 1805*» geliefert hat.

§ 8.

SPANISCH erſcheint die Novelle von der treuloſen Wittwe in den ſpaniſchen Ueberſetzungen der Sieben Weiſen Meiſter. Die älteſte iſt die oben (S. 60) erwähnte des Diego de Cañizares nach dem *Liber de Septem Sapientibus* in der *Scala Coeli*. Nach den franzöſiſchen *Sept Sages* iſt gemacht: *Los siete sabios de Roma. Burgos, por Juan de Junta, 1530.* Ein Exemplar der folgenden, nach Brunet ebenſo ſeltenen Ausgabe befindet ſich auf der K. u. K. Hofbibliothek in Wien: *Libro de los siete sabios di roma. En la muy noble ciudad de Sevilla 1538.* Unſre Novelle ſteht im 19. Kapitel: «*como una muger de un cavallero el qual por una poca de sangre que a ella le salio de un dedo se murio: y ella le desenterro y le puso en la horca.*»

Ueber die Novelle als ſpaniſche Fabel ſiehe oben S. 50.

Digitized by Google

§ 9.

In der russischen Litteratur sind die Sieben weisen Meister durch Vermittlung polnischer Bearbeitungen vertreten: siehe A. Pypin, Abriß einer Litterärgeschichte der alten russischen Novellen und Märchen (in den Abhandlungen der *II.* Abtheilung der Kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg), citirt von P. Lerch *a. a. O.* (siehe oben S. 73).

Unsre Novelle aber lebt dort im Munde des Volkes am Fuße des Ural. Im Schtschadrin'schen Kreise, Gouvernement Perm, hat sie ein Märchenfreund aufgeschrieben und im Perm'schen Magazin (Moskau 1860) veröffentlicht. Der selbe P. Lerch hat hiervon folgende wörtliche Ueberſetzung (*a. a. O.*) gegeben:

Die Frau die des Mannes vergessen.

Es gab eine untröſtliche Frau, die ihren Gatten beerdigt hatte. Sie verläßt das Grab nicht, weint um ihn — man kann ſie nicht wegbringen. Rührt mich nicht an, ſagt ſie, laßt mich hier zu Tode weinen! So lebt ſie auf dem Grab, — ohne zu trinken, ohne zu eſſen, — einen Tag, den zweiten und den dritten. Nicht weit von ihr ſtand ein Galgen; ein Leichnam wurde daſelbſt gehütet; der Wächter, ein Soldat, hört eine Weile des Weibes Geheul, und ſpricht: warte, ich will dich heilen! Er nimmt darauf eine Flaſche Wein, ein wenig Imbiß, geht zum Weibe auf das Grab und fängt an ihr zuzureden, daß ſie vom Weinen laſſe; er knüpfte mit ihr ein Geſpräch über Eins und das Andre an, — das Weib wurde munter. Nun, ſagte er, trinke mal davon, beim Kummer thut es gut! Er goß vom Weine in ein Glas, reichte ihr, ließ ſie trinken, trank auch ſelbſt; dann zum zweiten Male, zum dritten, darauf

Digitized by Google

biſſen ſie zu. Das Weib wurde munterer, allmählig wurde ſie ganz anders — ließ ſich mit dem Soldaten ein. Die ganze Nacht wurde gekost. Unterdeſſen war dem Soldaten der Leichnam geſtohlen worden, den er zu bewachen hatte. Was ſoll er machen? er erſchrak zum Tode — ſein Kopf wurde ganz nüchtern; das Weib ſpricht zu ihm: was biſt du, Liebſter, erſchreckt? Komm, laß uns meinen Gatten dort ausgraben und legen wir ihn ſtatt des Geſtohlenen hin. Wer wird es merken? Niemand. Geſagt — gethan. Niemand erfuhr etwas. So ſind die Frauen.

Wir haben hier eine allerliebſte Variante zu der Erzählung des Petronius.

Wollen wir nicht annehmen, daß hier wirklich eine direkte Uebertragung aus Indien über Centralaſien nach dem öſtlichſten Rußland ſtattgefunden, ſo werden wir ihre Einwanderung als durch polniſche oder deutſche Juden vermittelt erklären müſſen. Für die zweite Möglichkeit ſpricht allerdings das Vorhandenſein der Erzählung in ähnlicher — oben S. 51. 52 mitgetheilter — Faſſung in den ſpätern Talmudſchriften. An poetiſcher Lebendigkeit ſteht die letztere freilich weit hinter der ruſſiſchen zurück.

§ 10.

Als die älteſte engliſche metriſche Bearbeitung der Sieben weiſen Meiſter führt A. Keller (a. a. O.) die fragmentariſche, in den Auchinleck-Manuſkripts enthaltene an. Dunlop erwähnt die von Ellis in der *Cotton library* aufgefundene, etwas ſpätere Ueberſetzung (um 1330) «*The Proces of the Seuyn Sages*». Unſre Novelle hat hier den Titel: *the sheriff, his widowe and the knight.* (Siehe *Ellis, Specimens of early english metrical romances* [1805]

und *Henry Weber, Metrical romances of the the thirteenth, fourteenth and fifteenth centuries published from ancient manuscripts* [1810]).

Beiden liegt die franzöſiſche Vorlage zu Grunde.

Den älteſten Druck der Proſaverſion führt Brunet auf: «*History of the seuen Maysters of Rome. London, William Copland.*» Copland druckte in den Jahren 1548—1561.

Eine ſchottiſche metriſche Ueberſetzung erſchien in Edinburg 1578: «*The sevin seages translatit out of prois into Scottis meter be John Rolland.*»

Der engliſche Arzt Walter Charleton, von dem ein *Onomasticon zoïcon* London 1668 erſchien, überſetzte die Matrone von Epheſus ins Engliſche und ſchrieb dazu vier philoſophiſche Abhandlungen über die Liebe ꝛc. Sein Freund Bartholomew Garris übertrug dieſe Schrift Charletons ins Lateiniſche unter dem Titel: «*Matrona Ephesia sive lusus de amore a Gualt. Charleton M. D. ante decennium anglice conscriptus et nunc demum latinitati donatus a Barth. Harrisio A. M. ejusdemque impensis excusus. Londini MDCLXV.*» In der Vorrede dieſer litterariſchen Kurioſität heißt es: «*Postquam eam Graeco, Romano, Germanico, et Gallico cultu videram ornatam . . . in mentem mihi venit eam more Anglico etiam vestire.*»

Als den jedenfalls ſonderbarſten Ort zur Einflechtung der Novelle führt Dunlop das Buch «*Jeremy Taylor, Rule and exercice of Holy Dying*» an, wo ſie einen Theil des *V.* Kapitels ausmacht: «*of the contingencies of death and treating of dead.*»

Für das engliſche Theater wurde der Stoff ebenfalls bearbeitet.

Der Zeitgenoſſe Shakeſpeare's, George Chapman (1557—1634) machte daraus ein Luſtſpiel «*The Widowes Teares, a Comedy*». *London 1612.*

Der in Pope's «Dunciade» lächerlich gemachte Charles Johnſon («*famous for writing a play every year and for being at Button's* [*coffeehouse*] *every day*») ſchrieb unter ſeinen 19 Stücken auch «*The Ephesian matron,*

Digitized by Google

a farce of one act. London 1730.» Er hatte übrigens ſelbſt eine junge wohlhabende Wittwe geheirathet, die er überlebte († 1748).

Ebenfalls dem 18. Jahrhundert gehört an: *Will. Sopple, The Ephesian Matron. A tragicomedy of one act. Dedicated to Phil. Dormer Stanhope Earl of Chesterfield.* (*Additional Mss. 18614* des *British Museum.*) Graf Cheſterfield iſt der berühmte Verfaſſer der «*Letters to his son. London 1774.*»

Johnſon und Sopple folgten franzöſiſchen Vorbildern (S. 86).

Der Schotte John Ogilby (1600—1676) — Tanzlehrer, Theaterunternehmer, Buchdrucker, «*Cosmographer of Charles II*» — verfaßte Mitte der ſechsziger Jahre ein «*heroic poem*» *The Ephesian Matron.* Vorher war er hauptſächlich nur als Ueberſetzer aufgetreten: *Works of Virgil 1649; Aesops fables paraphrased, in verse 1651; Homers Iliad 1660, Odyssey 1665.* Auch er figurirt in der Dunciade, und Pope meinte, Ogilbys Verſe ſeien unter aller Kritik.

Was die engliſche Novelliſtik der älteren Zeit im Allgemeinen anlangt, ſo ſagt Dunlop mit ſchöner Unparteilichkeit: «obwohl die italieniſchen Novellen ſo großen Einfluß auf die engliſche Litteratur ausübten — es genügt auf Chaucer und Shakeſpeare hinzuweiſen — ſo kann ich gleichwohl nicht bemerken, daß ſie originale Erzeugniſſe ähnlicher Art hervorgerufen hätten. Andrerſeits mag ihre Wirkung in Frankreich weniger eingreifend geweſen ſein, wogegen ſie daſelbſt den Impuls gaben zu gleichen Schöpfungen von bedeutendem Werthe und Berühmtheit.» Dunlop meint hier die *C nouvelles nouvelles* und ihre Nachfolger.

Aber mit dem 18. Jahrhundert hebt die glänzende Epoche für Roman und Erzählung in der engliſchen Litteratur an.

Sie beginnt mit Swift (*1704: Tale of a Tub; 1726: Gullivers Travels*) und Daniel Defoe (*1719: Robinson Crusoë; 1721: The fortunes and Misfortunes of the famous Moll Flanders etc. written from her own Memorandums*); dann folgen Richardſon (*1740: Pamela*), Smollet (*1748: Roderick Random*),

Digitized by Google

Fielding (*1749: Tom Jones*), Samuel Johnſon (*1759: Rasselas*), Sterne (*1759: Tristam Shandy; 1765: Sentimental Yourney*) und der jüngſte von ihnen Oliver Goldſmith (*1766: Vicar of Wakefield*).

Grade der liebenswürdige Verfaſſer des «Landprieſters von Wakefield» (wie Goethe den Titel überſetzt) iſt es nun, welcher unſre Novelle und zwar nach ihrer chineſiſchen Faſſung — Du Halde erſchien in engliſcher Ueberſetzung 1738 — bearbeitet hat. Wir können daher daran den *Mos anglicus*, diesmal freilich nicht zu ſeinem Vortheil, ſtudiren.

Die Novelle iſt in die Briefe (*letter XVIII*) eingeſchaltet, welche Goldſmith, in Anlehnung an Montesquieu's *Lettres persanes* (1721), einen in England reiſenden Chineſen ſchreiben läßt und die zuerſt im *Public Ledger* erſchienen, dann als Buch: *The Citizen of the World or Lettres from a Chinese Philosopher in London to his Friend in the East. London 1762.* (In dem ſelben Jahre erſchien in London eine kleine Novellenſammlung «*The Matrons. Six short histories. London, Dodsley, MDCCLXII.*» Dieſelbe enthält: *The ephesian, the chinese, the french, the british, the turkish and the roman matrons.* Siehe *Trois nouvelles traduites du Chinois par le Marquis d'Hervey-Saint-Denys.* [*Paris 1885*] *p. XV*, und brieflicher Nachtrag dazu.)

Der Romancier beginnt mit Bemerkungen, wie ſie ſich im Munde des Pfarrers ebenfalls vortrefflich ausnehmen würden. Es gäbe viele Ehen, welche im Beginn des Wanderns gleich allen Vorrath von Liebe erſchöpften, der für die ganze Tagesreiſe beſtimmt geweſen wäre. Sie hätten den Rauſch der Entzückung, den nur der Honigmond biete, für ewig und dauernd gehalten und wenn ſie die Täuſchung eingeſehen, ſo folge Haß und Gleichgültigkeit. Wenn er daher ein neuverehelichtes Paar außergewöhnlich freundlich vor Andern ſehe, ſo denke er immer, daß ſie die Geſellſchaft oder ſich ſelbſt betrügen wollten. Aber die wahre Liebe, ſagt er ſehr hübſch, «*founded in the heart, will shew itself in a thousand unpremeditated sallies of fondness.*»

Digitized by Google

Mit den Worten «*Choang was the fondest husband and Hansi the most endearing wife in all the kingdom of Korea*» hebt dann die eigentliche Geſchichte an.

Ich hebe nur die Abweichungen von der chineſiſchen Vorlage hervor. Die junge Frau, welche das Grab fächerte, führt Choang mit ſich in ſeine Wohnung, ſtößt ſie aber in der kalten und ſtürmiſchen Nacht wieder hinaus, weil ſeine Frau über die Untreue jener Wittwe ſo außer ſich iſt, daß ſie nicht mit ihr unter einem Dache bleiben will. Der junge Student kommt noch bei Lebzeiten Choang's und iſt Zeuge des Glücks der Eheleute: «*so fond an husband, so obedient a wife few could behold without regretting their own infelicity.*» Aber Choang ſtirbt. Hanſi war untröſtlich, aber nach einigen Stunden «*she found spirits to read his last will.*» Endlich wird mit allgemeiner Beiſtimmung der Familie die Hochzeit mit dem Schüler Choang's feſtgeſetzt. Sein Krankheitsanfall am Hochzeitsabend kann nur durch das auf ſeine Bruſt gelegte Herz eines Todten gehoben werden. Als ſie dem todten Choang das Herz ausreißen will, wird er lebendig, erfährt von dem Diener alles ſeit ſeinem Scheintode paſſirte, und als er ſeiner Frau ihre Treuloſigkeit vorwerfen will, findet er ſie in ihrem Blut ſchwimmend, ſie hatte ihre Schande und «Diſappointment» nicht überleben wollen. — Daß die Aenderungen Goldſmith's nicht glücklich ſind, iſt leicht zu erweiſen, am krianteſten iſt aber der Schluß. Choang, «*unwilling that so many nuptial preparations should be expended in vain*», heirathet noch in der ſelben Nacht die Dame mit dem Fächer. «*As they both were apprised of the faibles of each other before hand, they knew how to excuse them after mariage. They lived together for many years in great tranquillity and, not expecting rapture, made a shift to find contentment.*» Mit welch grauſamer Proſa iſt hier die urſprüngliche Poeſie ausgewiſcht worden, übertüncht wie die farbigen Heiligen eines katholiſchen Domes durch die gleichmäßige Oede des proteſtantiſch weißen Kalkanſtrichs.

Digitized by Google

Wie schamlos praktisch dieser englische Praktikus, der die Ausgaben für eine Hochzeit nicht umsonst gemacht haben will!

Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft! das Gebackne
Vom Leichenschmaus giebt kalte Hochzeitsschüsseln!

Die treulose Wittwe wird zur Belohnung geheirathet, zugleich nach der alten Regel, daß ein braver Roman nothwendig mit der Hochzeit schließen muß. Und welche moralische Verbrämung dieses empörenden Schlusses! Diese Tugendsattheit ist fast noch widerwärtiger als die blanke Immoralität des eleganten La Fontaine.

Armer Goldsmith, warum ruhte nicht ein Funken von dem göttlichen Humor Chaucers auf dir, mit dem er selbst die Wittwe von Bath uns erträglich, ja lieblich macht:

She was a worthy woman all hire life,
Housbondes at the chirche dore had she had five
*Withouten other compagnie in youthe.**)

§ 11.

LEICHWIE die Novelle von der treulosen Wittwe von Frankreich aus nach Italien und England, nach Spanien und sogar nach Armenien gewandert ist, so hat sie auch von Frankreich aus den Rhein überschritten. Zuerst, wie wir aus den oben (S. 58) erörterten äußeren Gründen annehmen, wurde

*) Ich erinnere hier an Lothar Bucher's Pilgerfahrt nach Canterbury und seinen Rath: «das alte Englisch ist so liebenswürdig und für den Norddeutschen so leicht verständlich, wenn er die Wörter nicht mit dem Auge, sondern mit den Ohren lesen will.» (In dem liebenswürdigsten, nachdenklichsten Buch: Bilder aus der Fremde für die Heimath gezeichnet. Erster Band. Berlin 1862. S. 62.)

Digitized by Google

ihr von einem namenlos gebliebenen Deutschen, wahrscheinlich einem Geistlichen, ein lateinisches Gewand angezogen, und so erscheint sie in der *Historia septem sapientum* vielleicht um die selbe Zeit, als Ulrich Boner die Novelle als Fabel verdeutschte (1330), vielleicht erst etwas später. Die erste zeilentreue deutsche Uebersetzung der *Historia* wurde um das Jahr 1400 gemacht. Auch ihr Verfasser ist dem Namen nach unbekannt geblieben. Von dieser Uebersetzung werden in Heidelberg (*Cod. palat. 149*) und in Stuttgart je eine Handschrift aufbewahrt. Die Heidelberger giebt die verlorene oder verschollene Urschrift dieser Uebersetzung am getreuesten wieder, während die Stuttgarter, dem geänderten Dialekt nach, erst um 1470 abgeschrieben sein kann. (Briefliche Mittheilung von *Dr.* Fritz Seelig.)

Nach dieser Prosaübersetzung verfaßte für den Erzbischof Friedrich von Köln ein deutscher Poet aus dem Elsaß mit Namen Hans von Bühel im Jahre 1412 eine metrische Bearbeitung des Siebenmeisterbuchs. Von seiner Vorlage sagt er: «ein guoter Geselle» habe sie «us latin zuo tiutsche geschriben» und ihn gebeten, diese prosaische Uebersetzung in Vers und Reim umzudichten.

Unter dem Titel «Dyocletianus Leben von Hans von Bühel» hat, wie bereits S. 54 erwähnt, auch diese deutsche Bearbeitung herausgegeben Adalbert Keller, aus einer Handschrift zu Basel.

Der Eingang der Dichtung ist dem oben aus den *Sept sages* mitgetheilten entsprechend.

Als der Mann seiner Frau Finger bluten sieht, fällt er in Ohnmacht. Sie bringt ihn durch Wasser zu sich. Er schlägt die Augen auf und verlangt schnell nach einem Priester, denn er müsse sterben, Niemand könne ihm helfen:

Digitized by Google

Sit das ich geſehen han
Das min liebes blut
Der ſmertze min hertze ſterben tut.

Die Knechte laufen alle hin — der Prieſter kommt aber zu ſpät:

Ym ſo we tett ſins wibes ſinertz
Daß ym brach ſin getruwes hertz.

Die ganze Stadt klagt.

Die Frau ſagt: ſie wolle ihren Leib kaſteien, und nie einen andern nehmen —

Pfui, da müßte ſie ſich doch ſchämen.

Sie will nicht vom Grabe weichen.

Die Freunde ſagen: Es wäre der Seele des Verſtorbenen viel beſſer, wenn ſie nach Haus ginge und Almoſen gäbe, als daß ſie ſich hier nötete und tödtete.

Sie aber erklärt: Ich will aus Liebe zu ihm ſterben, wie er aus Liebe zu mir geſtorben.

Da bauen ihr die Freunde ein Hüttlein und verſehen ſie mit Eſſen und Trinken.

Nun war es Rechtens im Lande, daß wenn ein Dieb gehängt war, ein Wächter den Körper des Gehängten bewachen mußte. Ward der Körper (von den Verwandten) geſtohlen, ſo verliert der Wächter all ſein Gut und ſein Leben ſteht «in des Kunges Hand.»

Am Begräbnißtage des Ritters war zufällig auch ein Dieb gefangen und gehangen worden. — Der Wachthauptmann fror in der ſehr kalten Nacht ſehr unter dem Galgen und reitet deshalb hin und her in der Umgegend, um ſich zu wärmen. So kam er in die Nähe des Kirch-

Digitized by Google

hofs und ſah das Licht im Hüttchen der Frau. Er bittet um Einlaß, da er ſterbe vor Froſt. Sie erlaubt es ihm, wenn er züchtig ſein wollte.

Als er warm geworden, bittet er artig, zu ihr einige Worte ſagen zu dürfen. Sie will ihn gern hören. Er ſagt: Ihr ſeid hübſch jung und wohlgeborn, und ſolltet heimkehren, hier nicht klagen, ſondern Almoſen geben um eures Mannes Seele willen: das wäre Gott genehmer. Sie ſingt das alte Lied, daß ſie hier ſterben wolle.

Der Ritter reitet fort und findet den Dieb geſtohlen. Er denkt, die fromme und heilige Frau im Hüttchen könne ihm rathen. Die läßt ihn auch ein und er ſagt, daß es ihm nun an Gut und Leben ginge. Sie entgegnet:

Wenn du folgteſt meinem muth,
Verlörſt du weder leben noch gut.

Er ſagt: er wolle folgen.

Sie:

Gefiele dir eins
Das du mich nemſt zu der e.

Er will es herzlich gern und nun ſagt ſie: Nimm meinen Herrn, der um meiner Liebe willen geſtorben und erſt geſtern begraben iſt, und henke ihn an den Galgen.

Beide ziehen den Todten heraus.

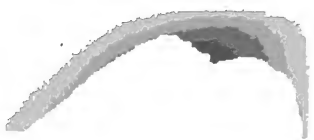
Der Ritter wirft ein: dem Dieb hätten zwei Zähne gefehlt.

Sie: Nimm einen Stein und ſchlag ſie dem Todten aus.

Er: Das thu ich nicht, und wenn es mir auch ans Leben ginge. Es iſt einem Ritter eine Schande, einem todten Ritter ſo etwas zu thun.

Sie thut es, ſo daß im Oberkiefer kein Zahn bleibt.

Er: Der Dieb hatte auch eine Wunde «in die ſwart» und waren ihm die Ohren abgeſchnitten.



Digitized by Google

Sie: Dann thu' ihm das auch.

Er:

Nie lieber geſelle mir wart
Denn er was do er lebte.

Er ſchäme ſich und würde keine Ehre davon empfahen, wenn ein Lebendiger einen Todten ſchlüge.

Sie thut es.

Er: Noch eine große Sorge: der Dieb hatte die «Zwene» nicht, da ſie ihm, als er gefangen, «usgezart» worden.

Sie:

Verzagteren menſchen ſah ich noch nie
So mir ſant Helene
Snide ihm heraus die zwene.

Als er dies für ehrlos erklärt, thut ſie es und wirft das Abgeſchnittene einem Hunde vor.

Beide hängen nun den Körper auf.

Sie:

Nun wollen wir zur kirche gan
Zu der e will ich dich han.

Er: Er hätte dem allmächtigen lieben Kriſt verlobt, kein Weib zu nehmen.

Die Frau erſchrak und ſagt:

O ritter gut bis froeuden fro
Ich will dir wol getreuen
Du läſſeſt es dich nicht gereuen.

Digitized by Google

Er:

O du ſchemliche frowe!
Du biſt die boſte ob allen wiben
Wer ſolt ſyn zit mit dir vertriben
Oder dich zu der e nemen
Phy der muſt ſich ſchemen
Diewil du dinem e mann
So ſchemlich haſt getann
Der durch liebe geſtorben iſt.

Er zählt ihre Laſter auf, ſagt, er glaube, ſie werde dergleichen hinfort nicht mehr thun und ſchlägt ihr das Haupt ab.

Diocletian ſagt: die Strafe ſei gerecht.

Die *Historia septem sapientum* ſtimmt mit dieſem Schluſſe ganz überein. Und eben daher ſchöpfe ich den überzeugenden innern Grund, daß ihr Verfaſſer ein Deutſcher geweſen ſei.

Was der Römer und Franzoſe nicht hatten über ſich gewinnen können, mit der Sühne der Schuld das Gemüth des Hörers von dem Alp einer ſo ſchändlichen That zu befreien: der Deutſche hat moraliſches und künſtleriſches Gewiſſen genug, um allen Reſpekt vor dem von fremder Autorität ihm angebotenen Stoff bei Seite zu laſſen und ſeiner Heldin das fluchbedeckte Haupt vor die Füße zu legen. Ja, die Matrone, die beim Petron, bei dem Verfaſſer des *Liber de VII sapientibus* im franzöſiſchen Mönchsgewand, bei all den Trouvèren des luſtigen Frankreichs, bis auf La Fontaine herab, wenn auch nicht erhobenen Hauptes (bei La Fontaine freilich ſogar ſtolz und gerechtfertigt!) doch ungeſtraft und mit heiler Haut davongegangen war, am Schluſſe der Geſchichte: der germaniſche Novelliſt ſchlägt ihr den Kopf herunter. Es ſcheint in der That, daß der indiſche Geiſt, welcher allein dieſe Geſchichte tragiſch enden ließ, unbewußt ſich hier auf den germaniſchen Urenkel niederge-

Digitized by Google

laſſen hat, um ihm den einzig würdigen Schluß einzugeben. Ja, wir ſtehen den ariſchen Ahnen noch immer näher als irgend ein andres Volk der Welt, nur wir konnten noch im 19. Jahrhundert eine Philoſophie hervorbringen, welche mit dem tiefſten Religionsſyſtem der Inder ſo wunderbar zuſammenſtimmt.

Wie ein Holzſchnitt des Meiſters Albrecht Dürer gemahnt uns das Gedicht des Hans von Bühel: herbe und lieblich, etwas derbe, «ungefrenzt und unbekrenzt», erfüllt von tiefem ſittlichen Geiſte.

Mit anmuthigen Zügen im Einzelnen hat er ſeine Darſtellung geſchmückt. Dieſe Züge finden ſich zwar ſchon in der lateiniſchen und deutſchen Vorlage, aber die poetiſche Form iſt das alleinige Verdienſt unſeres Elſaſſer Dichters.

So endet die ausführliche Beſchreibung vom Sterben des Mannes mit dem ſchönen Verſe:

Ym ſo we tett ſins wibes ſinertz
Daß ym brach ſin getruwes hertz.

Statt deſſen der franzöſiſche Trouvère die Bemerkung macht: er habe keines Löwen Herz gehabt, da er auf ſolchen Anlaß, um ſolche Bagatelle geſtorben ſei. Auch die Rede der Verwandten iſt mit vortrefflichen neuen Zügen ausgeſtattet, wie die Aufforderung Almoſen zu geben. Das Zwiegeſpräch zwiſchen dem Ritter und der Frau hat das meiſte neue Detail aufzuweiſen. Man könnte finden, daß der Deutſche hier die Verſtümmlung etwas zu ſehr ins Graſſe und Kraſſe gehäuft und übertrieben habe. Was die ſämmtlichen franzöſiſchen Verſionen einzeln haben, die Verwundung mit dem Degen im Fabliau, das Ausbrechen der Zähne in den *Sept Sages*, das Abhauen des Ohres bei Brantome und das Abſchneiden der Naſe bei Voltaire: das läßt Hans von Bühel ſeine Frau alles zuſammen vollführen, nur an Stelle der Naſe die «Zwene» ſetzend, zu

Digitized by Google

deren Verſtümmelung er noch eine weitere Scheußlichkeit hinzufügt. Vor dieſer Ueberladung hatte den Franzoſen ſein größerer Kunſtverſtand für das Detail bewahrt. Andrerſeits aber mußte der Deutſche das Verbrechen der Leichenſchändung um ſo kräftiger hervorheben, je heiliger ihm der todte Körper von uralter Zeit her geweſen war. Schon die Edda prophezeit: einſt werden die Nägel der Todten unbeſchnitten bleiben; und das ſei der Anfang des Weltbrandes. Es war ein alter deutſcher Glaube geblieben, daß, wenn der Todte mit einer Laus am Körper begraben werde, dann ſeine liebloſe Familie, die ihn nicht einmal gewaſchen und das reine Leichenhemd angethan, bald nachſterben müſſe.

Wenn ein friſches Grab einſank, ein Zeichen, daß der Todte verabſäumt worden, ſo muß die Familie auch nachſterben (Rochholz *a. a. O. I*, 203).

Als Otto *III.* in der Gruft Karls des Großen dem Kaiſer einen Zahn zum Andenken aus dem Munde genommen, da erſchien ihm im Traume der Kaiſer, ihm ankündigend: er werde vor der Zeit und kinderlos ſterben. (Brüder Grimm, Deutſche Sagen. Nr. 475.)

Beim Wegziehen aus Weißenburg begruben die Zigeuner einen der Ihren auf dem Kirchhofe, warnend, den Todten nicht zu ſtören. Später aber fand man, bei Ausbeſſerung der Kirche, das Zigeunergerippe. Einer der Arbeiter zog einen Zahn aus dem noch ganz zahnvollzähligen Munde. Es blutete, und bald darauf brannte Weißenburg ab. (Schönwerth, Oberpfälziſche Sagen *III*, 165.)

Solches geſchah wegen eines Zahnes. Und was hatte dieſe treuloſe Wittwe mit dem Körper ihres eigenen Mannes, der aus Liebe zu ihr geſtorben war, gethan!

Dieſe Deutſchen des Mittelalters ſind dabei allerdings von einer gewiſſen Brutalität nicht freizuſprechen, ſie ſtraften zum Berg gehäufte

Digitized by Google

Greuel, während bei dem zarter fühlenden Inder die bloßen sündigen Gedanken ihre Strafe nach sich zogen — wovon Goethe's «Legende» ein so wundervolles Beispiel bietet, wie er andrerseits im Gott und der Bajadere die indische Gattentreue unsterblich verherrlichte, zum Beweise, daß der indische Geist in Dichtung wie Philosophie noch immer unter uns mächtig ist.

Indem Hans von Bühel seine Wittwe von einer schändlichen Handlung zu einer immer noch schändlicheren fortschreiten läßt, und dies stets nur ganz trocken berichtet, offenbart er uns den ganzen Paroxismus der Leidenschaft, in dem diese Frau sich befinden muß. Eben diese Trockenheit der Darstellung, diese Holzschnittmanier wirkt um so ergreifender. Erst am Schlusse bricht dann der Ritter — hier ein lieber Freund des Verstorbenen! — in einen lange verhaltenen Strom der bittersten Schmähungen aus, bis er sein Schwert zieht und ihr Leben und die Novelle endet.

Grade im Angesichte dieser tragisch beschlossenen Version empfindet man recht deutlich den fast unbegreiflichen, enormen künstlerischen Mangel aller jener andern Darstellungen. Nur in der deutschen wie in der indischen Version hat die Novelle Kopf und Schwanz, Hand und Fuß.

Wie es den Menschen physische Ueberwindung kostet, das Blut seines Nächsten zu vergießen, so gehört sicherlich ein nicht geringerer ästhetischer Muth dazu, diese Novelle mit der Hinrichtung zu schließen. Aber der Dichter soll, wie Arthur Schopenhauer irgendwo sagt, wissen, daß er das Schicksal ist und daher unerbittlich sein wie dieses. Allein die Franzosen und Italiener und auch, trotz oder vielmehr wegen größerer Heuchelei in diesem Punkte, die Engländer sind eben in Sachen der Moral nicht unerbittlich und so nehmen sie es auch mit der treulosen Wittwe nicht so scharf, wie der sittlichere Deutsche, bei dem zwar ganz gewiß die selben Thaten vorkommen, die nämlichen Ehe- und andre Treubrüche,

Digitized by Google

welcher ſich aber bis auf dieſen Tag das ethiſche Verwerfungsurtheil über ſeine eignen Handlungen bewahrt hat. Er richtet ſeine eignen Thaten, er beſchönigt ſie nicht und hält nicht auch das Unſittlichſte wie La Fontaine für «*pas une si grande affaire.*»

In Frankreich und Italien gilt noch heute der Ehebruch als etwas, das nicht blos an der Tagesordnung iſt, ſondern auch in der Ordnung, in der ſittlichen Ordnung der Geſellſchaft möglich, ja erlaubt.

Wir haben indeſſen bei Betrachtung der Novelle als Fabel geſehen, daß nicht alle deutſchen Autoren die treuloſe Wittwe mit ſo harter Gerechtigkeit behandelt haben wie der ehrliche Hans von Bühel und ſeine beiden Vorgänger bei deren einem (in der Stuttgarter Handſchrift) der dekapitirte Körper der Frau noch obendrein ins Waſſer geworfen wird. Zum dichteriſchen Tragiker gehört eben ein Muth, den mancher Deutſche, der ihn auf dem Kampfplatze wohl hätte, doch in der Arena der Litteratur leider vermiſſen läßt. (Siehe auch unten § 12.)

Später als Hans von Bühel [nach Gräſſe (a. a. O.) 1476] hat noch ein deutſcher Anonymus ein Gedicht «Von den ſieben Meiſtern» verfaßt, welches Adalbert Keller nach der Erlanger, verglichen mit der Berliner Handſchrift, herausgegeben hat. (Altdeutſche Gedichte. Tübingen 1846. S. 15—241.) Der Text unſrer Novelle (S. 184—193) ſtimmt im Weſentlichen, namentlich auch im Schluſſe, mit dem Büheler überein, an poetiſchem Werth ſteht dieſe Bearbeitung ihm entſchieden nach.

Daß der erſte Druck der deutſchen Proſaüberſetzung 1473 erfolgt ſei, habe ich ſchon angeführt. Zahlloſe Wiederholungen an den wichtigſten Druckorten Deutſchlands folgten.*) Mitten unter dieſen deutſchen Ausgaben findet ſich ſeltſamerweiſe urplötzlich eine Rücküberſetzung ins La-

*) Aus der deutſchen Quelle floß wohl auch die niederländiſche Ueberſetzung: Die hyſtorie van die ſeuen wiſe mannen van Romen. Te Delf in Holland 1483. Ebenſo die däniſche: De ſiu viſe meſtere. Kjoebenhavn 1673. Und die ſchwediſche: The Sju Viſe Mäſtare. Geſle 1778.

Digitized by Google

teiniſche ein: *Ludus septem sapientum de Astrei regii adolescentis educatione, periculis, liberatione, insigni exemptorum amoenitate iconumque elegantia illustratus antehec latino idiomate nunquam editus. Francofurti ad Moenum, apud P. Refeler, impensis Sigism. Feyerabend.* (o. J.) Ebert ſetzt den Druck «um 1560», Rénouard «um 1570». Die Ueberſetzung iſt nach einer deutſchen Vorlage angefertigt, ihr Verfertiger, der Juriſt Modius, muß, ehe er ſich daran machte, längere Zeit im Monde gelebt haben, daß ihm von der Exiſtenz der *Historia septem sapientum* nichts bekannt geworden war.

Die Ausgaben der deutſchen Sieben weiſen Meiſter reichen ſelbſt bis in das gegenwärtige Jahrhundert hinein.

In den «Deutſchen Volksbüchern nach den älteſten Ausgaben hergeſtellt» von Karl Simrock (Frankfurt a/M. 1839—1855) bilden «die ſieben weiſen Meiſter» das *XLIX.* Heft. In unſrer Novelle (S. 91—96) hat ſich Simrock, von der moderniſirenden Sprache ganz abgeſehen, eigenmächtige Verſtümmelungen erlaubt; wie überhaupt in ſeinen Neuausgaben.

§ 12.

DIE Novelle von der Wittwe war trotz ſo langer Wanderung durch die Nationen und die Jahrhunderte noch nicht müde geworden, meiſt in der alten, jedoch neu aufgeputzten Geſtalt, mitunter auch, indem ſie in ganz neue Formen und Verbindungen einging, im Deutſchen Reiche ihren Weg weiter zu verfolgen.

In einer ſehr merkwürdigen Umbildung tritt ſie uns entgegen in Hans Wilhelm Kirchhof's «Wendvnmuth», von welchem die erſte Ausgabe 1563 zu Frankfurt a/M erſchien.

Digitized by Google

«Eine Wittwe konnte sich von ihrem geliebten Gatten Johannes nicht trennen, ließ sich also einen aus Holz machen und behielt ihn alle Nacht im Bette, bis die kluge Magd ihren lebendigen Bruder, der ein hübscher Bursche war, einmal statt des Holzbildes zu ihr legte. Die Frau war es auch zufrieden und als sie am Morgen das Frühstück nicht kochen lassen konnte, weil die Magd sagte, es sei kein Holz mehr da: befahl sie, den hölzernen Johannes in den Ofen zu werfen.» (Wolfgang Menzel, Deutsche Dichtung, [1859] *II*, 96. In der Ausgabe des «Wendunmuth» von Oesterley [1869] *I*, 348: mit der Bemerkung «*Schirmerus dictavit*».)

In den Fastnachtsspielen des Jakob Ayrer, im zweiten Theil des «Opus Thaeatricum» (Nürnberg 1618, nach des Verfassers 1605 erfolgten Tode) erscheint ebenfalls ein 14 Strophen langes Lied vom hölzernen Johannes, das ein Bauer am Hofe Alexanders des Großen diesem vorsingt. Das betreffende Fastnachtsspiel ist das 39ste und überschrieben «Hoflebens kurzer Begriff». (Ausgabe von A. Keller [1865] *IV*, 2609, 28.) Das «Lied» stimmt mit Kirchhof's Erzählung überein.

Eine englische Version der letzteren steht in dem von Oesterley herausgegebenen Buche «*A Hundred Mery Talys. London 1866*». Dieselbe (*no. C*) hat die Ueberschrift: «*Of the burnyng of old John.*»*)

Beinahe hundert Jahre nach Kirchhof folgte Christian Fürchtegott Gellert, sonst der Nachahmer La Fontaine's, diesmal seinem deutschen Vorgänger. Das betreffende Stück in den «Fabeln und Erzählungen» (Erste Ausgabe Leipzig 1746) ist «die Wittwe» betitelt. Gellert's «Wittwe» opfert den geschnitzten Gatten, um für den neuen Freier eine Kanne Schmerlen sieden zu lassen.

*) Auf die innige Verwandtschaft der Geschichte vom hölzernen Johannes mit unserer Novelle habe ich schon 1873 aufmerksam gemacht, ohne Oesterley's und Keller's Ausgaben zu kennen. Die Notiz über die englische Version verdanke ich den gütigen Mittheilungen von Reinhold Köhler und Johannes Bolte.

Digitized by Google

In den Dreißiger oder Anfang der Vierziger Jahre iſt Gellert's Fabel dramatiſirt worden als «die Wittwe von Epheſus». Dem Holzbilde iſt hier ein Wachsbild ſubſtituirt und es werden aus demſelben die Kerzen für das Hochzeitsmahl gegoſſen! (Abgedruckt in Gubitzens Jahrbuch (?); ſiehe darüber Bruno Bucher in der Wiener «Preſſe» vom 23. Januar 1873.)

Wie Petronius die tiefſinnige, edle und ſchöne indiſche Novelle zu einem römiſchen Wachtſtubenabenteuer herabgeſetzt hatte, ſo iſt ſie hier zu einem platten Bauernwitz geworden; der freilich, in ſeiner Art, ebenſo vortrefflich als das Hiſtörchen des römiſchen Konſuls.

Als ein wunderſames Gegenſtück, woran die Erinnerung vielleicht dem erſten Erzähler und Sänger des hölzernen Johannes nicht entſchwunden war, erſcheint uns jenes tiefpoetiſche, ſüßmelancholiſche Waldbild, welches der hohe Wolfram von Eſchenbach von der ſchönen Sigune entworfen, die ihres Tſchionatulander's Leiche einbalſamirte und in den Zweigen einer Linde neben ſich aufbewahrte, um daneben wie eine Turteltaube zu klagen. Und als Parcival ſie überredet, den Geliebten zu beerdigen, ging ſie als Einſiedlerin

«zu jenem Berg, der Montſalvat genannt».

Auch dieſe Dichtung Wolfram's und des ſpäteren Albrecht von Scharfenberg hat ſchon ein Vorbild an dem Roman des Epheſiers Xenophon. Im Eingang des *V.* Buchs wird die Liebe des Aegialeus und der Thelxinoe einfach und rührend dargeſtellt. Aegialeus zeigt dem Habrokomes ſeine einbalſamirte Gattin. Dem Habrokomes würde ſie wie eine alte Frau vorkommen, ihm ſelbſt ſei ſie trotz Alter und Tod noch immer die jugendlich blühende Geliebte. Er eſſe und ſchlafe mit der Leiche und denke dabei an die einſtigen Feſtnächte. «Τας παννυχίδας ἐννοω. Ἔρως ἀληθινος ὁρον ἡλικιας οὐκ ἐχει.» (Χενοφοντος Ἐφεσιακα, *ed. Locella, p. 89.*)

Digitized by Google

Nach Goedeke's Tabelle der einzelnen Erzählungen in den verschiedenen Redaktionen des Siebenmeisterbuchs (a. a. O. und Grundriß *I*, 321) machte der Augsburger Bürger und Meistersänger Sebastian Wild aus demselben ein Schauspiel, in welches auch unsre Novelle eingearbeitet ist:

> Schöner Comedien vnd Tragedien zwölff:
> Auß heiliger Göttlicher schrifft, vnd auch auß etlichen Historien gezogen.
> Alle sehr lieblich vnd annemlich, etwa trawrig vnd frölich zu hören vñ zu lesen.
> In den der Welt lauff gründlich fürgebildet vnnd angezeigt wird,
> Welche auch Christlich, auffербäwlich vnd nutzlich, sonderlich für die
> Jugendt, zur übung zuhalten vñ zu lesen sind.
> Auffs new in Truck verfertiget
> Durch Sebastian Wilden
> *M. D. LXVI.*
>
> Gedruckt zu Augspurg durch Mattheum Francken.

Nr. 11 enthält: «Die siben weysen Maister (Von des Keysers Pencyanus Son).»

In dem, als Vorläufer des Simplicissimus zu betrachtenden, Werke «Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald d. i. Straff-Schriften Hanß Michael Moscherosch von Wilstaedt.» (Ausgabe letzter Hand: Zwei Theile. Straßburg 1650 und wiederholt daselbst 1666/67) steht unsre Geschichte im 3. Gesicht des *II.* Theils, welches «Weiberlob» betitelt ist. Sie beginnt: «So war zu *Epheso* ein Weib ...» und ist eine bloße Verdeutschung des Petronius. Am Schlusse heißt es: «Mich deucht, sprach ich, ich hab' diese Historj zu vorhien bei den Sieben Weisen Meistern auch gelesen. — Ja, sprach Freymund, etwas davon, doch nicht so schön als wie sie *Petronius* in trefflichem Latein beschrieben.»

Moscherosch (1601—1669) giebt selbst an, daß er «nach ungefährlicher Anleitung» der Visionen des Don Franzisco de Quevedo Villegas (1580—1645) gearbeitet habe. Diese Angabe bezieht sich aber nur auf die

Digitized by Google

7 Geſichte des *I.* Theils: ſein *II.* Theil (ebenfalls 7 Geſichte) iſt ohne direktes Vorbild.

Uebrigens wird auch bei Quevedo im dritten Traum ſehr lebendig die untröſtliche und doch bald getröſtete Wittwe geſchildert, allein die petroniſche Geſchichte kommt nicht vor. Moſcheroſch (im *I.* Theil der Geſichte) hat dieſe Epiſode unter dem Titel «Troſt der Wittwe» wiedergegeben.

Auch ſchon im zweiten Traum heißt es von einer Wittwe (in der mir augenblicklich allein zugänglichen italieniſchen Ueberſetzung): «*Una ne vidi appunto che piangera con l'occhio destro il suo defunto marito, e rideva con il sinistro che è quel del cuore per il suo amico.*» (*Estratto de' sogni di D. Francesco Quevedo. Trasportati dal francese per Innocenzio Maranaviti. Venezia 1728.* Die erſte Ausgabe der «*Sueños y discursos*» erſchien Barcellona 1628.)

Ein eigenes Buch, in welchem, ohne irgend einen Vorgänger zu nennen, der Stoff behandelt wird, verfaßte der unter dem Pſeudonym «Veriphantor» ſchreibende Johann Gorgias aus Kronſtadt in Siebenbürgen, deſſen früheſtes Werk «Jungferlicher Zeit-Vertreiber» bereits 1665 erſchien.

Im Meßkatalog von 1714 wird von ihm aufgeführt: «Don Quevedo Satyriſche Schreiben an den Philander von Sittwald. Vier Relationes. Veriphantor's Satyriſche Schriften als der betrogene Frontalbo, der Jungferliche Zeit-Vertreiber, buhlende Jungfer, ausgefragte Frau, ſcheinheilige Wittwe.» (Frankfurt a/d Oder, bei Joh. Völckern.)

Eine Separatausgabe der letzten Schrift iſt die folgende ſehr ſeltene, deren Titel ich deshalb nach dem in meinem Beſitz befindlichen Exemplar*) vollſtändig herſetze:

*) 62 Seiten in klein Oktav; mit einem Titelkupfer, die Wittwe mit aufgelöſtem Haar auf dem Kirchhof darſtellend.

Digitized by Google

Die

Nach Absterben ihres Mannes

Scheinheilige

Wittwe,

Oder einerley

Leichtsinnigkeit der Weiber,

Welche vorgestellet wird

An der Scheinheiligen ARETA

Die da glaubte

Daß das höchste Guth bestehe in denen fleischlichen Wollüsten ꝛc.

Einer jedweden Gottesfürchtigen

Frauen diese Meinung und Laster zu verabscheuen, und gottselig zu leben,

Mit Fleiß gezeiget,

Diesem ist auch noch beygefügt, eine

Hochnützliche Rede an den Leser,

Darinnen eine tugendsame Frau ganz eigentlich beschrieben wird.

Allen jungen Freyern höchstnöthig zu lesen,

Von

VERIPHANTOR.

Cöln, 1735:

Digitized by Google

Der Inhalt ist kurz folgender:

Die ihren ebengestorbenen Gatten betrauernde Areta empfängt einen jungen, sehr reichen Mann, der ihr bereits früher den Hof gemacht und sie nun trösten will. Als sie nach und nach auf ihn hört, sagt er: es sei schon das dritte Jahr, daß die Pest unter dem vierfüßigen Vieh so großen Schaden thäte. Ein heiliger Mann habe ihm nun gerathen, sich die Beine und Ohren eines Verstorbenen, der mehr als 40 Jahre alt geworden, zu verschaffen und sie in Pulverform den Thieren einzugeben. Nach einigem Sträuben ergreift die Wittwe ein scharfes Handbeil und Säge, geht in die Stube, wo der Körper ihres Gatten aufgebahrt liegt, und bringt in einer Schürze dem neuen Freier das Gewünschte. Derselbe verfährt damit nach Vorschrift und der Aberglaube machte auch, daß die Pest nachließ. —

— ——————— Eingeflochten ist eine zweite Geschichte, welche eine Freundin der Areta von ihrer Muhme erzählt. Diese habe aus dem Körper ihres verstorbenen Mannes für den neuen Buhler einen Riemen geschnitten und gerben lassen. Es war dem Buhler nämlich mit ihr ergangen wie dem Simplicissimus in Paris (im vierten Buche der Ausgabe von 1671) und er verlangte sich mit dem «Menschen-Riemen» zu gürten, als Mittel, «seine Kräfte wieder zu erhohlen»! ———————

Der Liebhaber der Areta wird ihrer bald überdrüssig und tritt eine Reise an, um von ihr loszukommen.

Eine *Captatio benevolentiae* Periphantor's an die geneigte Leserin scheint wie eine schwache Erinnerung an den Schluß der *XV joies de mariage:* «Wolte mich einer fragen, warum ich eben das weibliche Geschlecht zu carpiren vorgenommen? So antwortete ich, daß vor dieses mahl die Reihe an ihnen gewesen, ein andermahl dörffte es wohl ein anderes treffen.»

Digitized by Google

Der nächste Bearbeiter war der Verfaſſer des Heldengedichts «Der Wurmſaamen», Daniel Wilhelm Triller: «Poetiſche Betrachtungen über verſchiedene aus der Natur- und Sittenlehre hergenommene Materien. Hamburg 1725—1739. Sechs Bände.»

Chriſtian Felix Weiße ſchrieb ſeinen erſten dramatiſchen Verſuch «Die Wittwe von Epheſus» ſchon auf der Schule 1744, verbeſſerte das Stück ſpäter in Leipzig um 1750 «ſo gut er konnte» und ließ es im Einzeldruck erſcheinen und aufführen. 1767 nahm er dieſe, in Alexandrinern «gedichtete» Piece, ebenſo geiſtlos langweilig wie ſeine ſpäteren, in die zweite Auflage ſeines «Beytrags zum deutſchen Theater» (5 Theile 1767—1771) auf, wo ſie im 2. Theil zu finden iſt. Nochmals ließ er ſie abdrucken in ſeinen «Luſtſpielen. Leipzig 1783».

Leſſing's erſter Entwurf einer «Matrone von Epheſus» iſt von 1748. In Hamburg, 1767, nahm er das Stück wieder vor, fertig geworden ſind nur 8 Scenen, die erſt aus dem Nachlaß herausgegeben wurden (Berlin 1784). Es iſt in jener ſeiner erſten, Plautus und die Franzoſen verquickenden Luſtſpielmanier. Ueber den inſpirirenden Genius, auch Weißes, Houdar de la Motte (vgl. oben S. 85) hatte er ſich in der «Dramaturgie» (Werke *VII*, 160 f. der Lachmann'ſchen Ausgabe) ausführlich verbreitet. Er nennt hier u. a. «das Märchen des Petron unſtreitig die bitterſte Satire, die jemals gegen den weiblichen Leichtſinn gemacht worden.»

Goedeke's Grundriß *II*, 619 verzeichnet dazu: Die Matrone von Epheſus. Luſtſpiel in 1 Akt. Von Leſſing. Ergänzt von K. L. Rahbeck. Mannheim 1790.

«Die Matrone von Epheſus. Ein Nachſpiel. 1764» wird im Katalog der Weimarer Bibliothek aufgeführt.

Die Behandlung bei Jakob Friedrich Schmidt (Kleine poetiſche Schrif-

Digitized by Google

ten. Altona & Lübeck 1766) wird wohl ähnlich ſein wie die Trillers, «denn den habe ich auch nicht geleſen».

Die erſte deutſche Ueberſetzung der Matrone von Epheſus lieferte Wilhelm Heinſe (1746—1803) in dem ohne ſeinen Namen erſchienenen Buche «Begebenheiten des Enkolp. Aus dem Satyrikon des Petron überſetzt. Rom 1773» (Zwei Bände; der wahre Druckort iſt Schwabach). In ſeinen Briefen an Gleim (Erlangen den 17. April und 18. Juli 1772) hat er dies Werk ausdrücklich als das ſeinige anerkannt. Die 48 Seiten lange Vorrede zum erſten Bande iſt unterzeichnet «Geſchrieben in Augsburg im Februar 1773 während meiner Reiſe nach Italien um den Winkelmanniſchen Apollo zu betrachten.» Das 6 Seiten lange Vorwort zum zweiten Bande beginnt: «Leſen Sie nur weiter, was Sie nun leſen werden, iſt eigentlich das, was dieſes Werk des Petron bei allen Nationen ſo beliebt gemacht hat. Die Erzählung von der Matrone von Epheſus, das Gedicht auf den bürgerlichen Krieg, die Beſchreibung der Liebeshändel des Enkolp mit der Circe ſind immer bewundert, öffentlich und heimlich nachgeahmt und überſetzt worden. Aber darin glänzt der Genius des Petron ... und eben deswegen habe ich dieſes Werk überſetzt.» Die Erzählung ſelbſt ſteht auf Seite 112—123. In Anmerkungen weiſt Heinſe auf Johannes Salisberienſis und La Fontaine hin, welch letztrer den Petron verſchönert habe! Zum Schluſſe macht der damals 26jährige Dichter das folgende intereſſante Geſtändniß. Er referirt vom Joh. Salisberienſis, daß nach Flavianus das Weib wie eine ehebrecheriſche Mörderin beſtraft worden ſei, und fährt dann fort: «Höchſt unbillig wäre das Urtheil geweſen! die alten Griechen, ſelbſt Drako würde nie ſo einfältiglich und grauſam geſtraft haben. Man ſetze ſich nur an die Stelle der Matrone! Man wird nichts Unnatürliches finden.»*) Ich ſetze dieſe

*) Heinſe befindet ſich hier in ſchöner Uebereinſtimmung mit Leſſing: «Bei Petron glauben wir, was ſie thut, würde ungefähr jede Frau gethan haben; ſelbſt ihren Einfall, den lebendigen

Stelle aus der vor mir liegenden Originalausgabe des ſeltenen Buches her; denn leider hat Heinrich Laube dies für die Entwicklungsgeſchichte Heinſe's ſo bedeutſame Werk, das außer den Vorreden auch noch zahlreiche Exkurſe in Anmerkungen von ſeiner Feder enthält, von der Geſammtausgabe ausgeſchloſſen, während er doch ſogar die weit weniger wichtigen Proſaüberſetzungen aus Arioſt und Taſſo mittheilt. Von einem Schriftſteller, der wie Heinſe bei dem außerordentlichſten Genie doch nur ſo wenige Früchte desſelben hinterlaſſen hat, iſt jede Zeile koſtbar und muß konſervirt werden.

Muſäus (1735—1787) in den «Volksmärchen der Deutſchen» (1te Ausgabe, in 5 Theilen, Gotha 1782—1786) erzählt eine Geſchichte vom Grafen Heinrich von Hallermünd und ſeiner Gemahlin Jutta von Oldenburg, welche ſich Treue über dies Leben hinaus geſchworen hatten. «Sie fand großen Troſt in der Aſſecuranz ihrer Liebe in jenem Leben und entſagte bereitwillig dem gewöhnlichen Ehereſervat wieder zu nehmen, wenn der Tod nimmt:» in dieſer unerträglich widerwärtigen, witzelnden, mit geſchmacklos angewandten Fremdwörtern kokettirenden Manier verunſtaltete dieſer Weimariſche Schullehrer die herrlichſten Volksmärchenſtoffe.

«Anders ſagen die Muſen und anders ſagt es Muſäus».
Goethe.

Graf Heinrich kommt in einer Fehde wider die Stedinger um und

La Trinité se passe,
Mironton, mironton, mirontaine;
La trinité se passe
Malbrough ne revient pas.

Liebhaber vermittelſt des todten Mannes zu retten, glauben wir ihr, des Sinnreichen und der Beſonnenheit wegen, verzeihen zu müſſen.» (a. a. O.)

Digitized by Google

Madame à sa tour monte,
Mironton, mironton, mirontaine;
Madame à sa tour monte,
Si haut qu'ell' peut monter.

Elle aperçoit son page,
Mironton, mironton, mirontaine;
Elle aperçoit son page,
Tout de noir habillé.

— Beau page, ah! mon beau page,
Mironton, mironton, mirontaine;
Beau page, ah! mon beau page
Quell' nouvelle apportez?

— Monsieur d'Malbrough est mort,
Mironton, mironton, mirontaine;
Monsieur d'Malbrough est mort,
Est mort et enterré.

Weil der Wittwe ebenfalls durch den Pagen die Todesnachricht überbracht wurde, ſo überſchrieb Muſäus ſeine Erzählung: «Liebestreue oder das Märchen *à la* Malbrouk.» Jenes reizende franzöſiſche Volkslied war grade um das Jahr 1780 bekannter geworden. Am Hofe Ludwigs *XVI.* ſang es die Amme, Madame Poitrine, an der Wiege des Dauphins.

«. . . Das Liedchen verfolgte den reiſenden Briten
Einſt von Paris nach Livorn, dann von Livorno nach Rom,
Weiter nach Napel hinunter; und wär' er nach Smyrna geſegelt,
Malbrough! empfing ihn auch dort! Malbrough! im Hafen das Lied.»
Goethe.

Chateaubriand hatte das Lied im Orient ſingen hören und verſetzt ſeine

Digitized by Google

erſte Entſtehung in die Zeit der Kreuzzüge. In der Verſion, aus der ich eben einige Strophen citirte, iſt übrigens gar keine Anſpielung darauf enthalten, daß die Wittwe den Pagen heirathe. Bei Muſäus baut nun die Wittwe dem Verſtorbenen ein Monument und trauert daran ſo lange, bis ſie zuletzt doch den Pagen heirathet. In der Hochzeitsmitternacht erſcheint aber ihr todter Gatte als Geſpenſt und holt ſie zu ſich. Die Quelle des Muſäus habe ich leider nicht aufzufinden vermocht.

Der durch Goethe's anheimelnde Beſprechung*) geehrte Nürnberger Dialektdichter Johann Konrad Grübel (1736—1809) behandelte in einem ſpäteren Bande — Goethe'n lag nur der erſte (1798) und zweite (1800) vor — auch unſre Geſchichte, die er mit vielen originalen kleinen Zügen auszuſtatten wußte (Gedichte in Nürnberger Mundart. Drittes Bändchen. Nürnberg 1803. Wiederholt in den «Sämmtlichen Werken.» Herausgegeben von Frommann. Nürnberg 1857. *II*, 38—48). Die Ueberſchrift lautet: Die zärtliche Frau. Ich gebe einen von *Dr.* Johannes Bolte für mich gemachten Auszug aus dem 36 Strophen langen Gedichte:

(1.) Wenn mi mei Lebta wos haut dauert,
So dauert mi döi Frau öiz dau;
Denn ſu haut doch noch kana trauert, —
Es git ſcho ah, döi wär'n frauh. . . .
Wos derer on an Moh is g'lög'n,
Dös haut ſi aff die Letzt ſcho zeigt.

Nach zweijähriger Ehe ſtirbt der Mann, die Frau iſt untröſtlich, will ſich von der Leiche nicht trennen.

*) In der Allgemeinen Litteratur-Zeitung. Jena 1805, Nr. 37, vom 13. Februar 1805. In der ſelben Nummer geht die ausführliche Recenſion von Hebel's Allemaniſchen Gedichten vorher. In der Vollſtändigen Ausgabe letzter Hand nahm Goethe (Band *XXXIII*) beide Recenſionen in der ſelben Reihenfolge auf und ließ unmittelbar darauf die ſchöne Anzeige von Arnim und Brentano's «Wunderhorn» (ebenfalls aus der Jenaiſchen Litteraturzeitung, aber von 1806) folgen. Die andern Recenſionen aus dem Jahrgang 1805 ſtellte Goethe abſichtlich erſt hinterher.

Digitized by Google

(4.) Es hilft ſunſt nix, es mouß doch g'ſchög'n,
Der Moh mouß doch begrob'n ſei.
Die Frau ſagt endli doch: Meintwög'n,
I keih'r tägli ba ihn ei.
A Grob, des ihnen g'wöſt is eig'n,
A Fenſter on der Seit'n droh,
A Stöig'n, daß mer noh koh ſteig'n, —
Und öiz, dau unt'n ligt der Moh.

Am nächſten Tage geht ſie hinaus.

Dan nehmt mer miet a Bouch zon Löſ'n,
A Glos, a Waſſer und an Broug,
A klana Bänk zon Niederſetz'n,
Zwa Löichter und an Feuerzeug . . .

Die Mad haut g'fraugt, wöi lang daß s' bleibt?
Sie kumma doch z' Nachts hamm zon Eſſ'n?
«Na, wenn der Wächter elfa ſchreit,
So könnt 'r a Latern bringa.
Ihr dörft ner ſachti klopf'n oh;
Will ſchaua, ob i mi koh zwinga,
Und ob i wider hammgöih koh.»

So gehts einige Tage; oft bleibt ſie bis Mitternacht im Grabe; da ſieht eines Nachts ein Soldat, der in der Nähe am Galgen Wacht hält, das Licht, geht darauf los, öffnet das Fenſter, fragt, wer da ſei, er habe ſich verirrt. Sie weiſt ihn auf die Straße.

«Ja, ſagt er, um des Himm'ls will'n,
Wos mach'n denn dauin nau Sie?»
«Dauin will i mein Jammer ſtill'n;
Senn S' ner ſo gout, verlauß'n S' mi.»

Digitized by Google

Da alle Tröſtung vergeblich, wünſcht er angenehme Ruhe und geht ab. Am andern Abend tauſcht er die Wache mit dem, der ſie halten ſollte, und klopft wieder an und wird diesmal eingelaſſen, und ſchließlich

(19.) Er dörf ſ' öiz b'ſouch'n, wenn's 'n g'fällt;
Es wörd ſcho wos in's Grab mitg'numma,
Wos 3' eſſ'n und wos 3' trink'n b'ſtellt.

Und ſo tröſtet er mehrere Abende; da findet er einmal bei der Rückkehr den Dieb nicht mehr, verzweifelt, will deſertiren. Sie: obs nicht mit Geld gutzumachen ſei? Nein. Sie ſinnen hin und her. Endlich:

(26.) Oft, wou mer koh kan Rauth nit finna,
Und wou mer glabt, es git goar kan,
Dau lauß mer ner die Weiber b'ſinne,
Wenn ſ' woll'n, finna ſ' ſicher an.
Sie ſagt: Wenn alli Mitt'l 3'rinna, —
Es kummt mi freili ſauer oh, —
So nehmt mer halt mein Moh dauinna,
Und henk'n halt öiz den g'ſchwink droh.

(27.) «Madam, dös thöt'n Sie meintwög'n?
Für mich und für mei Löb'n dau?»
«Es hilft ſunſt nix; wos mouß jo g'ſchög'n,
Denn ſunſt vergeiht die Zeit dernau.
Oiz faſſ'n S' 'n halt oh dan Zöiß'n,
Und zöig 'na ſaber raus zon Soarg. —
Wenn freili, der daß lebt, möißt' böiß'n,
Und henk'n lauß'n, dös wär' oarg.

Er: Der Mann habe aber nichts an, und müſſe grade ſo ausſehen wie der Dieb. Sie: Was er denn für Kleider angehabt? Daheim habe ſie noch viele.

Digitized by Google

(29.) «Er haut halt ſchwarzi Huſ'n g'hatt'n,
An blaub'n Ruk, faſt völli neu.»
«Dös hob' i von mein löib'n Gatt'n,
Und will ah alles ſchaff'n glei;
Ner, daß mer g'ſchwink in's Haus hamm kumma,
Dös treff' mer nau ſcho alles oh.»

Sie kleiden den Todten an und ſchleppen ihn zum Galgen, da legt er ihn plötzlich nieder:

(32.) «Grod hob' i's Beſt vergeſſ'n möiß'n:
Sie hob'n jo kan Strick nit miet!»
Thout s' halt a Strumpfband roh von Föiß'n,
Des ander ah; ans langt jo niet.

Er legt die Schlinge um den Nagel.

(34.) Oiz thout er'n aff die Lattern zöig'n, —
Er mog öiz leicht ſei oder ſchwer, —
Und ſie thout unt'n treuli ſchöib'n,
Su weit halt, als s' koh langa ner;
Er hebt 'n mit der Schlinga nüber:
«No, ſagt er, ſu, — öiz henkt er dau.»
«So is doch dös öiz ah verüber, —
Sagt ſie ganz leis, — öiz bin i frauh!»

(35.) Wörd doch ka Menſch döi Frau nit ſchönd'n?
Wenn döi ka röcht's gout's Herz häit' g'hat!
Dös Unglück, des s' dau oh thout wend'n,
Haut doch den taudt'n Moh nix g'ſchad't.

Digitized by Google

Wos wär' dös für a Reſinöiern!
Wos häit'n dau die Leut' nit g'ſagt!
Und möißt' den neua ah verlöiern! —
I denk', ſie haut's ſcho röcht ſu g'macht.

(36.) Und wos ſi ſunſt no zou haut trog'n,
Dau waß i weiter nix dervoh;
I mog nix ſchreib'n, mog nix ſog'n,
Wos i nicht röcht g'wieß wiſſ'n koh.
Su hob' i 's in zwa Böichern g'löſ'n,
Und af wos Druckts verlauß' i mi;
So is jo Alles wauh'r g'wöſ'n,
I hob' ka Wurt derzou g'macht, ih.

In der Entſchuldigung der Handlungsweiſe der Wittwe finden wir den ehrſamen Nürnberger Flaſchner(Klempner-)meiſter alſo mit Heinſe und Leſſing den dritten im Bunde bildend.

In durchaus eigenthümlicher Weiſe hat Clemens Brentano das Sujet behandelt in ſeiner Ballade «des todten Bräutigams Lied». Daß ihm irgend ein Volkslied dabei vorgelegen, iſt nicht unwahrſcheinlich, jedenfalls hat er ein Volkslied daraus gemacht, welches recht gut in «des Knaben Wunderhorn» hätte ſtehen können. Die Abfaſſung fällt in Brentano's früheſte Zeit, und nur hieraus iſt die etwas ſehr laxe Moral zu erklären. Wäre er ſchon der Dichter der «Romanzen vom Roſenkranz» oder der «Geſchichte vom braven Caſperl und dem ſchönen Annerl» geweſen, ſo würde er auch dies unſer Sujet tragiſch aufgefaßt und behandelt haben. Denn das Verhältniß von Schuld und Buße iſt ja das eigentliche Thema von allen Dichtungen des Clemens Brentano. Es tritt auch in ſeinem «Lied des todten Bräutigams» hervor, nur daß die Buße hier, — die treuloſe Heldin heirathet einen armen Mann, — eine

Digitized by Google

niedere weltliche iſt, während der Dichter ſpäter der höheren, chriſtlichen Sündentilgung allein zu ihrem Recht verholfen haben würde.

Auguſt Klingemann ſchrieb 1817 «Die Wittwe von Epheſus. Luſtſpiel in 1 Akt und in Verſen» und da er Direktor des Braunſchweiger Hoftheaters war, ſo ſpricht die Vermuthung dafür, daß ſein Stück auch aufgeführt ſein wird. Ich habe es nicht geſehen.

Die letzte, mir bekannte Bearbeitung des Stoffes rührt von dem zum Deutſchen gewordenen Franzoſen Adalbert von Chamiſſo her, dem Dichter von «Schloß Boncourt»*). Sein «Lied von der Weibertreue» (Gedichte. Zweite Auflage. Leipzig 1834. S. 208—214) kündigt ſich gleich mit dem Motto aus La Fontaine's Matrone d'Ephèſe als eine Nachahmung derſelben an, doch ſind auch einige Züge aus den deutſchen Sieben Meiſtern hinübergenommen. In der erſten Hälfte der 21 Strophen langen Ballade iſt der Hunger der Wittwe und ihrer Amme das Hauptmotiv: dreizehn Mal kehrt der Refrain wieder:

Es plagt ſie ſehr der Hunger.

Der Humor kann freilich auch das materiellſte Ingredienz zu ſublimer Wirkung verwenden, aber bei dem Verfaſſer von «Peter Schlemihls wunderſamer Geſchichte» iſt der Humor diesmal leider ausgeblieben.

Nachdem der Hunger endlich geſtillt iſt, bekommen wir in der zweiten Hälfte des Poems zehn Mal den Refrain zu hören:

Du lieber, lieber Landsknecht.

Die Schlußſtrophe lautet:

*) Beiläufig ſei erwähnt, daß Chamiſſo dies ſchöne Gedicht 1827 deutſch gedichtet und erſt 1829 von demſelben eine franzöſiſche Ueberſetzung im Versmaaß des Originals gemacht hat. Die letztere iſt zuerſt gedruckt nach des Dichters Tode († 1838) in Chateaubriand's *Memoires d'outre-tombe. Paris 1849-1850 (tome XI.)* Dieſe Thatſachen ſind durch einen Sohn des Dichters, auf Grund der Originalmanuſkripte, feſtgeſtellt (in der Berliner Voſſiſchen Zeitung von 1879).

Digitized by Google

So ſchleifen hinaus ihn alle drei
Und hängen ihn an den Galgen frei;
Und ſtreift nun der Wind die Haide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

Die ganze Behandlung des Sujets hat, auch ſprachlich, etwas gradezu Rohes. Wenn Chamiſſo in den Terzinen «Eine Sage von Alexandern» ſingt:

«Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben»

ſo war der leztere für dieſe Leiſtung ſicher nicht geflochten.

§ 13.

ABER wir ſoeben die nur durch wenige Oaſen unterbrochenen dürren Wüſtenpfade verfolgt, auf denen unſre Novelle in den lezten Jahrhunderten, ſeit dem trefflichen Hans von Bühel, im Reiche der deutſchen Kunſtdichtung ihre Wanderung fortgeſezt hat: ſo erblicken wir auf einmal, freudig überraſcht, ihre von unſterblicher Jugend ſtrahlende Geſtalt in dem von den Brüdern Grimm uns wieder erſchloſſenen Märchenwalde der Volkspoeſie.

Denn die echte, die ungeſchriebene Volkspoeſie läuft noch immer neben ihrer akademiſchen Halbſchweſter her, wie einſt die ſüßeſten Melodien und Worte des deutſchen Volksliedes die fade, zopfige, proſaiſch bürgerliche Meiſterſängerei akkompagnirten.

Die Geſchichte von der treuloſen Wittwe iſt im deutſchen Thierepos wiederholt worden.

Digitized by Google

In den «Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm» gehört nämlich das 38ste im *I.* Bande*) ganz offenbar zu unserm Novellenkreise. Es ist überschrieben

Die Hochzeit der Frau Füchsin.

Grimm's theilen hier zwei Versionen mit. In der ersten stellt sich ein alter Fuchs scheintodt, weil er glaubte seine Frau sei ihm nicht treu. Alsbald melden sich die Freier, welche von der Magd Jungfer Katze empfangen werden. Auf deren Meldung bei der Frau Füchsin werden indeß alle abgewiesen, bis der rechte, nämlich einer mit neun Schwänzen, wie ihr Verstorbner, kommt. Als die Wittwe das hörte, sprach sie voll Freuden zur Katze:

Nun macht mir Thor und Thüre auf
Und kehrt den alten Herrn Fuchs hinaus.

Der regte sich aber, als eben die Hochzeit gefeiert werden sollte, unter der Bank, prügelt das ganze Gesindel durch und jagt es sammt seiner Frau zum Haus hinaus.

In der zweiten Version ist der Fuchs wirklich gestorben. Als Freier kommen Wolf, Hund, Hirsch, Hase, Bär und alle Waldthiere, denen jedoch immer eine von den guten Eigenschaften des alten Fuchses fehlt. Endlich aber kommt ein junger Fuchs, der rothe Höslein und ein Spitzmäulchen wie der alte hat. Da heißt es:

*) Seite 240—243 der «fünften stark vermehrten und verbesserten Auflage» (Göttingen, Dieterichsche Buchhandlung, 1843). Ich citire diese, weil ich in ihr die Märchen zuerst kennen lernte. Der erste Band der ersten Auflage erschien Berlin 1812, der zweite Band Berlin 1814. Die zweite Auflage in drei Bänden Berlin 1819—1822. Die 3te Auflage 1837, die 4te Auflage 1841. Die «6te vermehrte und verbesserte Auflage» Göttingen 1850. Bei Lebzeiten der Brüder erschien das Werk dann nur noch einmal: «Siebente Auflage» Göttingen 1857 (2 Bände, wie die vorhergehenden). Vor dem dritten, die litterarischen Nachweisungen enthaltenden Bande ist die Ausgabe letzter Hand die 3te Auflage, Göttingen 1856.

Digitized by Google

Katze, kehr die Stube aus
Und ſchmeiß den alten Fuchs zum Fenſter hinaus.
Bracht' ſo manche dicke fette Maus,
Fraß ſie immer alleine,
Gab mir aber keine.

Schluß und luſtige Hochzeit.

Wilhelm Grimm hat hiezu angemerkt, dieſes Märchen werde vielfach in Heſſen und in den Maingegenden erzählt. Der alte Fuchs ſei in manchen Verſionen nur ſcheintodt, wie im altfranzöſiſchen Gedicht. (*a. a. O. III, 67* der dritten Auflage).

Im altfranzöſiſchen *Roman du Renart* hat übrigens die betreffende Erzählung eine weitere Aehnlichkeit mit dem Grimm'ſchen Märchen nicht. Renart ſtellt ſich todt, um ſeinen Feinden und der Beſtrafung am Hofe König Nobel's zu entgehen. (*Les Romans du Renart. Par A. Rothe.* [*Paris 1845*] *p. 253—256*).

In Hannover iſt dieſes Märchen von einem Löwen zu Anfang dieſes Jahrhunderts auch noch erzählt worden, und erinnerte ſich der verehrte Litteraturfreund, dem ich dieſe Notiz verdanke, namentlich des in der Jugend gehörten Verſes:

Schmeißt den alten Herrn Löwen zum Fenſter hinaus.

Von einer Katze wird es in Roſtock erzählt. Die Jungfer der Katze heißt hier Dörth (Abkürzung für Dorothea).

Als endlich der richtige Vater kommt, ruft die Wittwe Katze:
— Dörth! Dörth!
— Fru Katt?
— Dirn, kumm rin! Smît aas ävern Tûn!
(Schmeiß den Leichnam des alten Vaters übern Zaun!)

Digitized by Google

Eine fernere Variante des Märchens hat Klee in der «Germania» (*XXIX*, 253—255) mitgetheilt.

Es iſt erſtaunlich, wie rein ſich in dieſen lebendigen Volksüberlieferungen der uralte indiſche Geiſt erhalten hat! In der erſten Grimm'ſchen Verſion, die ich für die urſprünglichere halte, welche frappante Aehnlichkeit mit unſrer indiſch-chineſiſchen Novelle!

Wir haben im humoriſtiſchen Thierepos das Satyrſpiel zu jener tiefen ſocialen Tragödie; der heitere, freie Volksgeiſt ſetzte die Prügel an die Stelle des hochtragiſchen Schluſſes der chineſiſch-indiſchen Märe.

Von keinem klaſſiſchen Gedanken iſt dieſe harzduftige Waldpoeſie angekränkelt. Sie iſt ganz direkt vom Indus zum Abendlande gewandert. Sie muß älter ſein als das Buch von den *Septem Sapientes*. Sie iſt immer im geheimen nebenher gegangen, neben jenen rauſchenderen Dichtungen der Trouvère und Minneſinger. Wie ein Veilchen blühte dieſe lange überſehene poetiſche Blume neben den ſtolzen prunkenden Lilien und Roſen. —

Wie wunderbar iſt es aber, daß jene Novelle, welche wir als eine der früheſten Geburten des ſinnenden Volksgeiſtes erkannten, noch heute auf unerklärliche Weiſe im Munde des Volkes fortlebt!

Das iſt die Unzerſtörbarkeit der künſtleriſchen Ideen, die geheimnißvolle Kontinuität alles geiſtigen Lebens. Wie die Herzen zweier Liebenden, die durch Berge, Ströme und Meere getrennt ſind, ſo verſtehen und finden ſich wieder, auch durch die Ferne der Jahrtauſende, die verwandten Geiſter der Litteraturen. Denn ſie ſind im Grunde **eins**.

Digitized by Google

Anhang.

Digitized by Google

I. Die 1. Ausgabe der vorliegenden Schrift eröffnete mit eine größtentheils aus dem Büchlein ‚Die treulose Wittwe' (Wien 1872) herübergenommenen aphoristischen Skizze der Nationalen Anschauungen von Ehe und Wittwenstand im Spiegel der Litteratur. Da diese Ausführungen eine Einleitung zu der ‚Wanderung der Novelle' nicht bilden, habe ich sie jetzt in den Anhang verwiesen. Sie erscheinen hier (bis auf einige Verbesserungen und Zusätze) so wie sie ursprünglich abgefaßt waren: das »gegenwärtig« in der Note auf Seite 142 bedeutet also 1872.

II. Die Notiz über die Balzac'sche Novelle war zuerst abgedruckt in den Neuen Monatsheften für Dichtkunst und Kritik. Zweiter Band, Seite 451 f. (Berlin 1875.)

Digitized by Google

I.

Nationale Anſchauungen von Ehe und Wittwenſtand im Spiegel der Litteratur

Das Gefühl für den ſocialen Werth und die moraliſche Bedeutſamkeit der Ehe, für die Innigkeit und Unverletzlichkeit des Ehebandes iſt bei den verſchiedenen Nationen in ſehr verſchiedener Stärke ausgebildet. Die Treue bis in den Tod, welche ſich die jungen Gatten zuſchwören, iſt nicht überall gleich verſtanden und bewahrt worden.

Kein Volk hat die Idee der ehelichen Treue tiefer gefühlt, konſequenter durchdacht und zugleich praktiſch verwirklicht als das indiſche. Bei ihm war die Treue bis in den Tod kein leeres Wort, denn die Gattin folgte dem Gatten in den Tod. Aus dem flammenden Scheiterhaufen, auf dem die Wittwe ſich freudig neben den Leichnam ihres Gatten bettete, erhebt ſich wie ein Phönix die unſterbliche Idee der Ehe.

Wenn das Liebſte von uns genommen iſt, ſo verſchmäht die Seele Speiſe und Trank: dieſes natürliche Gefühl trieben die tiefen, leidenſchaftlichen Inder zu ſeiner höchſten Konſequenz und es ergab ſich der Tod der Frau mit dem Geliebten. Nicht auch umgekehrt des Mannes mit der Gattin. Denn die Frau geht ganz auf in der Liebe und Ehe, es iſt ihre einzige Beſtimmung; der Mann ſoll auch den größten Schmerz des Lebens überwinden, um ſein Daſein in Krieg, Wiſſenſchaft und Kunſt würdig zu Ende zu leben. Die Wittwe, zumal wenn ſie keine Kinder zu erziehen hat, iſt nutz- und zwecklos auf der Welt. Aber nur die edelſten Naturen ſind ſolch völliger Selbſtaufopferung fähig, die gemeineren Kinder dieſer Erde fangen am dritten Tage wieder zu eſſen an und ſpäteſtens übers Jahr ſchwören ſie einem andern die ſelbe ewige Treue, die ſie einſt dem Todten geſchworen. Die Inder ſorgten indeß dafür, daß dieſe niedrigere Geſinnung wenigſtens nicht die Idee der Ehe ſelbſt beflecke: das Geſetz verbot den Wittwen wieder zu heirathen. Dieſe Geſetze des Manu befehlen der Frau, welche durch den Tod ihres Gatten beraubt iſt, keinen neuen Ehebund einzugehen. Der Wittwe, welche dieſe Satzung überſchreitet, wird Unheil in dieſem Leben prophezeit und ſie ſoll ausgeſchloſſen ſein von dem Sitz im Himmel neben ihrem vorangegangenen Gatten.

Digitized by Google

(*The ordinances of Menu. Verbally translated by Sir William Jones.* [*Calcutta & London 1796*] *p. 143.*)

Während die Selbstverbrennung in dem Gesetzbuch des Manu nicht geboten wird, heißt es dagegen in einem Purâna: Da sagte Krischna: «Ich will Euch das höchste Gesetz in Betreff der Ehefrauen bekannt machen. Es geziemt sich, daß eine Frau ihrem Manne in den Tod folge. Solch eine treue Gattin wird mit ihrem Gatten in die Gefilde der Wahrheit eingehen. Denn der Gatte verhält sich zu seinem Weibe wie der Ganga zu den Strömen, wie das höchste Brahm zu den Heiligen.» (*Asiatic Journal, Octob. 1817.*)

Im Mahabharata streiten sich bei dem Tode des Vaters der Pandavas seine beiden Frauen Kunti und Madri um die Ehre, mit dem Todten den Scheiterhaufen zu theilen. Madri, welche der Verstorbene am meisten geliebt, trägt den Sieg davon und empfiehlt sterbend ihre Kinder an ihre Nebenbuhlerin.

«Eine Gattin, die früher stirbt, erwartet den Gatten jenseits; einem Gatten, der früher stirbt, folgt eine treue Gattin auf dem Fuße nach.» (Mahabharata, *I*, 3033: Böhtlingk, Indische Sprüche, Zweiter Theil, S. 417 der 2. Auflage.)

Die Selbstverbrennung der Wittwen, wenn sie auch freiwillig war, wurde so zur religiösen Pflicht, deren Nichterfüllung von der öffentlichen Meinung gestraft wurde. Hingegen «hieß die Frau, die sich mit verbrennen ließ, Sati, die Gute. In der kurzen Zeit zwischen ihrem Entschluß und dessen Ausführung wurde sie auf das höchste gefeiert. Ihrer ganzen Familie brachte sie Ehre.» (Theodor Benfey, Indien, in Ersch und Grubers Encyclopädie, 1840.)

Und noch mehr!

Ein Weib, das in sieben Leben hinter einander freiwillig auf dem Scheiterhaufen des Gatten starb, erlangt die höchste Belohnung, nämlich die, nicht wiedergeboren zu werden. (Arthur Schopenhauer, W. a. W. u. V. *I*, 421 der 3. Auflage, und Köppen's Anerkennung Schopenhauers als Indologen in der «Religion des Buddha» S. 213.)

Immerhin wurde im Laufe der Zeit die Selbstverbrennung der indischen Wittwen seltener. Wir können hierauf bereits aus einer Stelle des «Kalilag und Damnag» schließen: «Der König sprach: Ich kann keine finden, die der Mutter Ganpar's zu vergleichen wäre. Bilar antwortete: Vier Dinge sind schwer aufzufinden. Erstens: Eine Wittwe, die an ihrem ersten Mann genug hat.» (Kalilag und Damnag. Eine alte syrische Uebersetzung des indischen Fürstenspiegels. Herausgegeben von Theodor Benfey und Gustav Bickel. [Leipzig 1876] S. 108.) Der indische Fürstenspiegel, das Pantschatantra, ist, nach Benfey, nicht vor dem 2. Jahrhundert v. Chr. und nicht nach dem 6. Jahrhundert n. Chr. entstanden. Im 6. Jahrhundert wurde das indische Werk in das Altpersische (Pehlewi) übertragen, und die obige syrische Uebersetzung beruht auf der letzteren und ist wahrscheinlich auch noch im 6. Jahrhundert gemacht. (Vgl. auch Schiefner in *Memoires de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg* [*1875*] *VIIe série, tome XXII n° 7.*).

Die Engländer haben nicht nur das Gesetz Manu's auf, sondern verboten auch die Satis, was zu den Anlässen des Aufstandes von 1857 gerechnet wurde. (J. v. Döllinger, Vortrag über Garcin de Tassy und Indien in der Festsitzung der K. Bayerischen Akademie der Wissenschaften vom 28. März 1879.)

Digitized by Google

Eine der indiſchen nahe kommende Heilighaltung der Ehe und der Familienbande tritt uns auch bei ihren öſtlichen, nicht ſtammverwandten Nachbarn, den Chineſen, entgegen. In der chineſiſchen Novelle von der treuloſen Wittwe ſagt die Selbin: «Ich habe die Gebräuche ſtudirt und kenne ſie: einem Gatten ſollſt du folgen und nicht mehr.» Dieſe Novelle gibt ſich, trotz weltweiter Verſchiedenheit, doch als zu der Klaſſe gehörig zu erkennen, welche man heutzutage als Ehebruchsromane zu bezeichnen und zu verurtheilen liebt. Mir ſcheinen zu jenen Novellen, in denen die Herzensgeſchichte bis zur Ehe geführt wird und in dieſer ihren alles verſöhnenden Schluß findet, die Romane das ganz nothwendige Komplement zu bilden, welche erzählen, was denn nun aus jenen glücklich verheiratheten Paaren wird; welche die neuen Irrungen, Leidenſchaften, Kämpfe und Siege ſchildern, die da erſt anheben, wo jene erſten Geſchichten befriedigt ſchließen: erſt aus beiden Novellenarten zuſammen kann ein vollſtändiges Weltbild entſtehen.

So gewiß aber die Ehe die moraliſche Grundlage der Geſellſchaft iſt, ſo wird der tiefere ethiſche Geiſt auch in dieſen Ehebruchsromanen der heiligen Idee der Ehe am Ende zum Triumphe verhelfen; ja, er wird die Feder zu ſeinem Werke nur deshalb anſetzen, um, indem er die Irrwege beleuchtet, den Königspfad der Tugend zu weiſen, wie es denn den ſchineſiſchen Novelliſten im Eingange ausdrücklich zu ſagen drängt: «Ich will die Geſchichte erzählen, aber nicht um Uneinigkeit zwiſchen Gatten und Gattin zu ſtiften, ſondern um die Menſchen anzuleiten, zwiſchen Weisheit und Unweisheit zu unterſcheiden. . . . . Denn ein reiner, ſtiller Gedanke trägt den Sieg über das ſchlammige Leben davon.» (Siehe meine oben (S. 20) angeführte Ueberſetzung dieſer Novelle.)

Die indiſche Wittwenverbrennung finden wir dagegen bei den Chineſen nicht, ſie begegnet uns aber wieder bei einem Volke, welches auch ſonſt ſeine Abkunft von den Indern nicht verleugnet, bei den Germanen. Den Römer Tacitus verwundert es aufs höchſte, welche Stellung die Frau bei den Deutſchen einnahm. Etwas Heiliges und Ahnungsvolles, Weisſagendes ſähen die Deutſchen im Weibe und ſie horchten auf ihren Rath und ihre Ausſprüche. (*Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant nec aut consilia earum aspernantur aut responsa negligunt. Germania c. 8.*). Der ſittenloſen Hauptſtadt hält er daher das Bild der germaniſchen Ehen warnend und ſtrafend vor. Dort, ſagt er, wird der Ehebund unverbrüchlich ſtreng gehalten. (*Severa illic matrimonia. c. 18 l. c.*) Nur die Jungfrauen heiratheten, alſo nicht die Wittwen und noch weniger die geſchiedenen, wegen eines Fehltritts verſtoßenen Frauen, die weder durch Jugend, noch Schönheit, noch Reichthum einen Mann bekämen. «Denn niemand hat dort für die Schande nur ein Lächeln und zum Laſter verführen und ſich verführen laſſen iſt dort nicht als Parole des Jahrhunderts ausgegeben.» (*Nemo illic vitia ridet nec corrumpere et corrumpi saeculum vocatur. c. 19 l. c.*) «Nur ein mal ſpricht die Frau das Ehegelübde aus und empfängt nur Einen Mann, wie ſie nur Einen Körper und nur Ein Leben empfing.» (*Cum voto uxoris semel transigitur: sic unum accipiunt maritum quomodo unum corpus unamque vitam. l. c.*) Tacitus betont ausdrücklich die Idee der Ehe als Verbindung für Tod und Leben: *sic vivendum, sic pereundum.* Die Frau folgt dem Manne in die Schlacht und alſo in den Tod.

Das freiwillige Sterben der Frau mit dem Gatten hat die germaniſche Göttermythe in leuchtenden Symbolen dargeſtellt. «Die Walküre wandelt ſich, ſobald die geläuterte Empfin-

Digitized by Google

dung des Menſchen nach inhalts- und ſeelenvolleren Göttern verlangt, in eine himmliſche Schildjungfrau um, die nicht blos im Himmel mit den Thurſen und Rieſen zwecklos kämpft, ſondern die ſich unter den Helden des Landes einen Freund erwählet, ihn als Schutzgeiſt in allen Gefahren umſchwebt und in ſeiner letzten unabwendbaren Noth, auf ihre eigene Unſterblichkeit verzichtend, ſelber den Tod mit ihm theilt. Das Germanenweib, das beim Ehebündniß das Gelübde eingeht mit ihrem Manne zu leben und zu ſterben, hatte ſich in dieſem eben entworfenen Bilde der himmliſchen Schildjungfrauen ſelbſt abgezeichnet.» (Kochholz, Deutſcher Glaube und Brauch im Spiegel der heidniſchen Vorzeit. [Berlin 1867] *II*, 290.)

So will Brunhild, ſich auch als Gattin des getödteten Sigfried fühlend, der er vor Gudrun Treue geſchworen und den ſie ewig geliebt, auf Einem Scheiterhaufen mit ihm verbrannt werden und in dem ſelben Grabe mit ihm ruhen.

Bitten will ich Dich eine Bitte,
Es ſei auf der Welt die letzte Bitte:
Auf der einen Seite brennt mir den hunniſchen König,
Dem König zur andern ſollt ihr mir brennen
Meine Diener mit Goldbändern geſchmückt,
Zwei zu Füßen, zwei zu Häupten,
Zwei Hunde und zwei Habichte —
Dann iſt alles getheilt nach Gleichheit.

(Sigurdurs Lied: Lieder der alten Edda, herausgegeben durch die Brüder Grimm. [Berlin 1815] S. 271 f.)

Und von Sigfrieds Gattin ſagt ſie:

Ziemender wär's daß Gudrun unſre Schweſter
Ihrem todten Gatten folge im Tode,
Wenn man ihr gäbe den Rath Guter,
Oder ſie hätte ein Herz dem meinigen gleich.

Die merkwürdigſte Uebereinſtimmung aber der älteſten deutſchen, durch Island uns geretteten Heldenſage mit dem indiſchen Mythos finden wir in dem ſelben Liede Str. 43 (a. a. O. S. 263):

Gunnar (Gunther) und die Seinen wollen Brynhildur abbringen von ihrem Entſchluß, den langen (Todes-) Gang anzutreten.

Darauf Haugni die Antwort gab:
Niemand ſoll ſie abhalten vom langen Gange,
Da wo ſie wiedergeboren nimmer werde.

Tacitus weiß von der Selbſtverbrennung der Wittwen nichts mehr, aber die Opferung des Pferdes erwähnt er ausdrücklich. (*Struem vogi nec vestibus nec odoribus cumulant: sua cuique arma quorundam igni et equus adjicitur . . . Lamenta ac lacrimas cito, dolorem et tristitiam tarde ponunt; feminis lugere honestum est, viris meminisse* (*c. 27. l. c.*). Die Pferde und Hunde empfinden ja in der That den Tod ihres geliebten Eigners. Als Gudrun Hagen frägt, warum Sigfried auf ſeinem Zelter Grani dem Zuge nicht voran reite, antwortet jener:

Digitized by Google

Wir haben Sigurdur durchhaun mit dem Schwerte,
Den Kopf hängt das Grauroß aus Gram um den Todten.
(Zweites Lied von Brynhildur a. a. O. S. 223.)

Und wenn auch nicht von Rossen, so ist es doch von Hunden beglaubigt, daß sie aus Gram um ihren verstorbenen Herrn freiwillig sich zu Tode hungerten. Zweck- und nutzlos scheinen sie sich auf der Welt, wenn die geliebte Stimme des Herrn sie nicht mehr ruft.

Rührend erzählt die Legende von jenem Hündlein, welches den zum Tode geweihten sieben Christenbrüdern in die Höhle folgte, die die Heiden hinter ihnen vermauerten. Das Hündlein der Sieben Schläfer wird noch heute in der russischen Kirche verehrt; wie der Hund Kitmir bei den Mohamedanern.

»Um des Paradieses Weiten
Im Genusse zu durchschreiten . .
Ja, das Hündlein gar, das treue,
Darf die Herren hinbegleiten.«

Wie viel mehr aber als Hund und Roß gehört die Gattin dem Gatten an! Wie möchte sie sich einem andern, ja überhaupt nur der Welt und dem Leben wieder zuwenden und hingeben! Wie möchte sie zurückbleiben wenn der Gatte in das unbekannte Land gegangen, von wo kein Wandrer wiederkehrt, wenn der Tod die Höhle hinter ihm vermauert! Mit dem Tode des Geliebten muß sie der reinen und strengen Idee nach selbst zu leben aufhören.

Länger als bei den Germanen scheint sich die Verbrennung der Wittwen mit dem Gatten bei den Russen erhalten zu haben. Ralston in seinem Buche *The Songs of the Russian people* (*London 1872*) führt von *p.* 309—345 Todtenlieder auf, die bei der ehemaligen Selbstverbrennung der Wittwen gesungen wurden.

Zu erinnern haben wir uns dabei der Nachricht des Herodot über die Begräbnißfeier bei den skythischen Königen. Im vierten Buche berichtet der Vater der Geschichte, daß der kolossale Grabhügel, welcher über der balsamirten Königsleiche aufgeführt wurde, mit aufnahm »eine seiner Frauen, den Mundschenk, den Koch, den Vorsteher des Marstalles, den Botenmeister, sodann die Leibpferde, das Köstlichste aller seiner übrigen Habe, ja sogar die goldenen Phiolen.« Aus den in Skythengräbern des südlichen Rußlands aufgefundenen Bildwerken ergiebt sich, daß die Skythen Arier und keine Mongolen waren.

Mit dem von Herodot beschriebenen Brauche stimmt wunderbar das Begräbniß Sigfrieds mit Brunhilde:

Umschließe das Grab mit Zelten und Schilden,
Todtenkleidern, blutbespritzten, und der Leichen Menge.
Nicht soll unsre Fahrt ärmlich sein:
Es folgen fünf Mägde,
Acht Diener guter Art,
Mein Pfleger und Erbdienerschaft,
Welche Budli gab seinem Kinde.
(A. a. O. S. 271—275.)

Noch im Jahre 921 unsrer Zeitrechnung erzählt Ibn Fadhlan, der damals arabischer Gesandter bei den Wolga-Bulgaren war, von dem Leichenbegängniß eines Häuptlings der Rhos (Russen), der auf seinem Schiffe zugleich mit seiner Lieblingsfrau verbrannt wurde. Indessen

Digitized by Google

handelt es ſich hier vielleicht um einen Wikinger-Fürſten, einen der von den Slaven aus Skandinavien herbeigerufenen Waräger. (Vgl. Thomſen, Urſprung des ruſſiſchen Staats. Gotha 1879.)

Die ſemitiſchen Völker ſtehen auch in dieſer Beziehung in einem ausgeprägten Gegenſatz zu den Ariern. Bei den Juden heiratheten die Wittwen wieder, und die moſaiſche Satzung gebot ſogar, daß der ledige Schwager ſeine verwittwete kinderloſe Schwägerin heirathe. Die Heiligkeit der Ehe und des Familienlebens ſind andrerſeits ſchöne Charakterzüge des jüdiſchen Volkes, und auch im Talmud begegnen wir einer Anſchauung über eheliche Treue voll erhabener Sittlichkeit. (Vgl. oben § 2). Die Ehebrecherin wurde geſteinigt, wie ſchon aus dem Ausſpruch Chriſti hervorgeht: Wer unter Euch ohne Sünde iſt werfe den erſten Stein auf ſie!

Das Chriſtenthum hat die ſemitiſche Grundanſchauung beibehalten, wenn der Meſſias auch tiefſinnig die Sünde aus dem Reich der brutalen Thatſachen in dasjenige des Herzens verlegte: wer ein Weib anſieht, ihrer zu begehren, der hat ſchon mit ihr die Ehe gebrochen (Matth. *V*, 27. 28). Der Apoſtel Paulus ſchreibt ausdrücklich an ſeine Korinthergemeinde: «Ich ſage zwar den Ledigen und Wittwen, es iſt ihnen gut, wenn ſie auch bleiben wie ich. So ſie ſich aber nicht enthalten, ſo laß ſie freien, es iſt beſſer freien, denn Brunſt leiden.» (Epiſtel an die Kor. *VII*, 8. 9.) Handelt es ſich hier noch um eine Anbequemung an die menſchliche Schwäche, ſo ſagt der 1. Brief an Timotheus (*V*, 14) geradezu: «So will ich nun, daß die jungen Wittwen freien, Kinder zeugen und haushalten.»

Die zum Chriſtenthum bekehrten Germanen nahmen zwar dieſe ethiſchen Vorſtellungen auf, aber es wird nur der höheren indiſchen Anſicht von der ehelichen Treue, die bei ihnen ſich unbewußt reiner und ſtärker erhielt, zuzuſchreiben ſein, daß ſie, die «Inder des Abendlands», in einen ausgeprägten Gegenſatz gegen die Italiener und Franzoſen traten. Einen der einleuchtendſten hiſtoriſchen Gründe für deren Anſchauung von der Ehe hat Jacob Burckhardt in ſeiner «Cultur der Renaiſſance in Italien» (Baſel 1860, S. 440) angegeben, wo er von der italieniſchen und franzöſiſchen Novellenmoral handelt. «Das Recht des Gemahls auf die Treue der Frau hat hier nicht denjenigen feſten Boden, den es bei den Nordländern durch die Poeſie und Leidenſchaft der Werbung und des Brautſtandes gewinnt; nach flüchtigſter Bekanntſchaft, unmittelbar aus dem elterlichen und Kloſterlichen Gewahrſam tritt die junge Frau in die Welt, und nun erſt bildet ſich ihre Individualität ungemein ſchnell aus. Hauptſächlich deshalb iſt jenes Recht des Gatten nur ein ſehr bedingtes . . bezieht ſich nicht auf das Herz.»

Im ſcharfen Kontraſt gegen jene beiden romaniſchen Nationen ſtehen dagegen die (in der That ſehr ſtark mit gothiſchem Blut vermiſchten) Spanier. «*A Grenade, rendre des soins à une femme mariée semble tout à fait extraordinaire, et rien ne paraît plus simple que de faire la cour à une jeune fille. En France, c'est le contraire: jamais personne n'adresse un mot aux demoiselles; c'est ce qui rend les mariages si souvent malheureux. En Espagne, un* novio *voit sa* novia *deux ou trois fois par jour, parle avec elle sans témoins auriculaires, l'accompagne à la promenade, vient causer la nuit avec elle à travers les grilles du balcon ou de la fenêtre du rez-de-chaussée. Il a tout le temps de la connaître, d'etudier son caractère, et n'achete pas, comme on dit, chat en poche.*» (*Théophile Gautier, voyage en Espagne. Nouvelle édition, revue et corrigée* [1845] *p. 234. 235*). So bildet denn auch die Novellendichtung des größten ſpaniſchen Poeten das Gegenbild zu der italieniſchen und franzöſiſchen. Was dem

Digitized by Google

naiven Boccaz und auch ſelbſt dem freilich unendlich viel ernſteren Antoine de la Sale abgeht, das tiefe Gefühl für die Heiligkeit der Ehe und der Familienbande, dieſer Grundlage eines geſunden politiſchen Lebens, — das ſpricht aus jeder Seite der Cervantes'ſchen Novellen. Keineswegs aber, daß er, der tiefe Kenner des menſchlichen Lebens und ſeiner tauſend Irr- und Abwege, dieſe mit falſchem Idealismus verhüllt und ſeine Helden mit der langweiligen Glorie einer abſtrakten Schönheit und Sittlichkeit umkleidet hätte; nein! ſeine Menſchen ſind alle dem wirklichen Leben entnommen und ihre Geſchicke mit jenem faſt herben Realismus geſchildert, der die edleren Bilder der niederländiſchen Schule auszeichnet. Die Weltbedeutſamkeit dieſer Bilder, die anſchaulich ſymboliſche Repräſentation der Ideen durch ſie: das iſt der Idealismus des Cervantes.

La Sale entwarf in den *XV joies* mit feinſter Kenntniß und rückſichtsloſeſter Kühnheit das Schatten- und Nachtbild der Ehe, wie es ihm bei ſeinen Landsleuten entgegengetreten war, er ſchrieb ein Martyrologium der Ehemänner; unvergeßlich prägt ſich dem Gemüth des Leſers der düſterpoetiſche Refrain ſeiner *XV* Kapitel ein: *ainsi est entré dans la nasse et y demoura toujours et finira miserablement ses jours.* (*Les quinze joies de mariage | Nouvelle édition | conforme au manuscrit de la bibliothèque publique de Rouen | Paris, P. Jannet, 1853.*) Seine auf Anregung des Boccaciſchen Decameron entſtandenen *C nouvelles nouvelles* ſind eine ergänzende Muſterſammlung angewandter Fälle zu jenem hohen Liede der fünfzehn Freuden, ſie erzählen uns die tauſend Capriccios, Launen, Tollheiten, Verbrechen, Schwänke, Leiden und Verzweiflungen der ehelichen und ehebrecheriſchen Liebe. Eine der ſchönſten Novellen daraus — die vom Prokurator — hat Goethe (1795) unſerer Sprache angeeignet, wie er ſpäter auch jene köſtliche Sittenſtudie Diderot's, *Le neveu de Rameau*, durch ſeine Ueberſetzung für die Litteratur rettete.

Cervantes auf der andren Seite lädt uns gleichſam zur Hochzeit eines durch das Leben gereiften Paares ein: ein ſo warmer Sonnenſchein ernſtheiterer wirklicher Eheſreuden liegt über ſeinen glücklich Vereinten ausgebreitet. Er ſcheint über die brauſenden Waſſerfälle der Jugendleidenſchaften hinaus, in vollem klaren Strome befriedigt dahinzufließen. Seine erhabene Sittlichkeit ſcheint von all den Leiden nichts zu wiſſen, welche nach dem glücklichen Schluſſe der Ehe und der Novelle bei Antoine de la Sale erſt anfangen. Oder vielmehr, er wußte es ſehr gut, aber er wußte ebenſo, daß es dennoch auf Erden auch wahrhaft reine und glückliche Ehen gebe, und es war ſein Vorhaben, nur auf dieſe das Augenmerk ſeiner Darſtellung zu richten, um ſeine Mitbürger durch die ſanfte Ueberredung der Kunſt zu dieſem Ziele hinzuleiten. Daß dies ſeine Abſicht war, ſpricht er, ganz wie der chineſiſche Novelliſt, ausdrücklich im Vorwort der *Novelas ejemplares* aus.

Aber die Vollſtändigkeit der Dichtung, dieſes Spiegels der Welt, will, daß neben dem Cervantes auch Boccaz und La Sale ihr Recht und ihren Ehrenplatz finden.*)

*) Eine getreue Ueberſetzung der *XV joyes de Mariage*, die erſte deutſche, mit einem gelehrten, reichhaltigen Commentar, — ein treffliches Pendant zu dem vielbewunderten, alle den La Sale weit überbietenden Stadtpfeifen des Originale wiedergebenden Regis'ſchen Rabelais — wollte im Februar 1872 zu Berlin erſcheinen, als die Preßpolizei die Auflage faſſiren ließ. Gegenwärtig werden die Kriminalrichter des Berliner Stadtgerichts über die Sittlichkeit des alten ſchlimm naiven Buchs, dieſes durch alle Jahrhunderte berühmten Meiſterwerks, eines franzöſiſchen Klaſſikers, befinden, der noch kurz zuvor erſt von der deutſchen Wiſſenſchaft in einem ausgezeichneten Aufſatze glänzend gewürdigt war. (Von Ludwig Stern in Herrig's Archiv für neuere Sprachen *XLVI, p.* 113—118.)

Digitized by Google

Das gemeinsam Auszeichnende jener alter Romanciers ist aber der oben gedachten chinesischen Novelle eigen, der selbe treue künstlerische Realismus bis ins kleinste Detail der Dinge, der selbe keusche einfache Stil; mit dem Cervantes allein gemein ist ihr das innige Familien- und Pietätsgefühl, der hohe ethische Geist, der über dem Ganzen weht, aber doch den buddhistischen Inspirationen gemäß mehr eine Abwendung von dem Leben überhaupt predigt, während die Novellen des Cervantes ganz und voll diesem Leben angehören, und nur aus dem Don Quixote wie ein ferner, leiser, rührender Klang die Nichtigkeit aller menschlichen Bestrebungen, Leiden und Freuden herausklingt.

Der würdige Nachfolger des Cervantes in Deutschland ist Hans Jakob Christoff von Grimmelshausen, der im ‚Simplicissimus' den ersten deutschen socialen Roman schuf. Mehr als 200 Jahre vergingen, ehe der von ihm eröffnete Pfad wieder beschritten wurde und der Dichter des Werther den ‚Wilhelm Meister' und ‚die Wahlverwandtschaften' schrieb. Namentlich der letztere Roman liefert den schönsten Beweis, daß der hohe ethische Geist, der über der indisch-chinesischen (wie der mittelalterlich deutschen) Behandlung der Novelle von der treulosen Wittwe ruht, auch heute noch der unsre ist, noch heute ein Tacitus von uns sagen könnte: *severa illic matrimonia.*

Seit dem Zeitalter Goethe's ist es vor allen ein Schriftsteller, welcher, den La Sale und Cervantes wunderbar vereinend, begabt mit jener tiefen Intuition, welche in das Herz der Dinge, der Gesellschaft, des Herzens selber dringt, und zugleich erfüllt mit allem Wissen, das der menschliche Geist seit den Tagen jener beiden großen Romandichter ersonnen und gefunden — es ist Honoré de Balzac, welcher mit dem tiefen sittlichen Ernste des erhabenen Spaniers und zugleich das rücksichtslose Secirmesser des La Sale in der Hand die sociale Geschichte Frankreichs in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts schrieb. Konservativ, katholisch, ein Priester der Heiligkeit der Ehe und darum ihr Gegentheil in der Wirklichkeit mit den energischen Farben der Wahrheit in entsetzlicher Vielseitigkeit zeichnend, kurz, seiner Nation in der *Comedie humaine*, wie Dante in der *Divina Commedia*, ihr eigenes Bild vorhaltend — starb er am Ausgang des Julikönigthums, unter der Last der gigantischen Arbeit seines universellen Genies erliegend. Ihm zur Seite ging George Sand, aber dadurch so viel niedriger als jener stehend, daß sie fortgerissen von dem feurigen Strome ihrer Subjektivität das sociale Problem in weiblicher Einseitigkeit behandelte. George Sand ist ganz und gar ein umgekehrter La Sale, sie schrieb jenes Buch, welches La Sale am Ende der *XV joies* ankündigte: er erbiete sich künftig gegen die Ehemänner und zu Gunsten der Ehefrauen zu schreiben und die Leiden, Kränkungen und Unterdrückungen zu schildern, die die Schwachen von den Starken zu erdulden hätten. Er habe dazu noch reicheren Stoff als zu seinem ersten Werke. George Sand hat das gethan. Ihre Romane (mit Ausnahme von *La petite Fadette*, einem objektiven Meisterwerk) geben uns das Martyrologium der Ehefrauen.

Dann folgten die Romanciers des Empires: Flaubert, der Dichter der *Madame Bovary*, der geniale Geschichtschreiber der *Salammbô*, der physiologische Analytiker der *Education sentimentale*, der Oneiropompos des *Saint Antoine*; Gustave Droz, der liebenswürdige Fortsetzer der *Physiologie du mariage* (in *Mr, Mme et Bébé*); Murger, der Chronist des *Vie de Bohème*; Octave Feuillet, der den Typus des *Monsieur de Camors* schuf, wie Dumas Fils die Kameliendame — bis endlich Emile Zola in dem vielbändigen Roman *Les Rougon-Macquart*.

Digitized by Google

Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire die ganze höllische Komödie des Kaiserreichs zuſammenfaßte und bis zu dem Punkte führte, wo es von dem germaniſchen Anprall zertrümmert wurde: «*le dénoûment terrible et nécessaire de mon œuvre.*» (*La fortune des Rougon. Préface. Paris 1er juillet 1871.*)

Während dieſer glänzenden Epoche des franzöſiſchen Romans in Rußland die ſocialen Romane von Nikolas Gogol, Turgenieff, Doſtojewsky und Graf Leon Tolſtoy parallel gingen, ſchlug der Roman in England mit den drei großen Namen Walter Scott (1814: Waverley) Dickens (1837: Pickwick) und Thackeray (1847: Vanity Fair) eine divergirende Richtung ein, an die ich hier nur erinnert haben will.

In Amerika iſt Bret Harte mit Recht berühmt geworden, ſeine hierher gehörige Meiſternovelle iſt: *The luck of Roaring Camp* [*1868*].

Im modernen Italien verdienen eine beſondere Erwähnung die Novellen von Navarro della Miraglia (*Storielle siciliane. Catania 1885:* namentlich die Eingangsgeſchichte «*Filosofia coniugale*».)

In Spanien nimmt den erſten Rang ein der Verfaſſer des ‚*Sombrero de tres picos*' (*Madrid 1874, 8. ed. 1885*) Don Pedro Antonio de Alarcon, von dem Lilli Lauſer eine vorzügliche Ueberſetzung «Ausgewählter Novellen» gegeben hat (Stuttgart 1878). Schon eins ſeiner früheſten Werke, die Ehebruchsgeſchichte ‚*Buena Pesca*' (*Guadix 1854*) darf ſich kühn den *Novelas ejemplares* an die Seite ſtellen. — Nicht minder iſt mit hohem Lob zu erwähnen Don Juan Valera. Die Heldin ſeines Romans «*Pepita Jimenez*» (*Madrid 1874, 8. ed. 1884*) iſt eine zwanzigjährige Wittwe, aber freilich hatte ſie mit ſiebzehn Jahren einen achtzigjährigen Mann geheiratet. Wir dürfen ſie daher mit den treuloſen Wittwen nicht in eine Reihe ſtellen.

Auch das kräftig aufſtrebende Volk der Rumänen hat einen Novelliſten erſten Ranges in Joan Slavici aufzuweiſen. Eine Anzahl ſeiner ſocialen Dorfnovellen hat Mite Kremnitz meiſterhaft verdeutſcht (Rumäniſche Skizzen. Bukareſt 1877, und Neue rumäniſche Skizzen. Leipzig 1880.

Was endlich die neuere deutſche Romanlitteratur betrifft, ſo habe ich darüber Einiges in meinem Buche «Die deutſche Litteratur ſeit 1770» beigebracht, beabſichtige aber demnächſt eine ausführliche Ergänzung zu demſelben herauszugeben, worauf ich alſo hier im Voraus verweiſe.

Digitized by Google

II.

H. de Balzac's Novelle „La grande Bretèche" und ihre orientalische Quelle.

An der von mir bekannt gemachten chinesischen Novelle von der treulosen Wittwe ist wohl eine der ergreifendsten Situationen die, wo die Heldin, das Beil in ihrer rechten Hand, die Lampe in der linken, zum Sarge ihres ersten Gatten schreitet, und dann, die Lampe zu Häupten des Sarges niedersetzend, die Aermel aufgestreift, die Zähne zusammenbeißend, mit beiden Händen die Waffe ergreift und auf den Sargdeckel niederfallen läßt, um den Todten ans Licht zu ziehen, damit er dem Lebenden diene. (Siehe oben S. 18).

Ein merkwürdiges Gegenstück zu diesem Theil der Novelle hat Honoré de Balzac in einer kleinen (in Deutschland — wie die Balzac'schen Meisterwerke überhaupt — wenig bekannten) Geschichte geliefert, welche er im Mai 1832 veröffentlichte (*Scenes de la vie privée. 2e édition. Tome III, p. 3 suiv.*), und der er später den Titel gab: *La grande Bretèche.*

Die Novelle wird von M. de Villaines der jungen Comtesse d'Esther erzählt:

Auf der Grande Bretèche empfing einst die Schloßherrin, die ihren Gemahl für lange verreist glaubte, einen Liebhaber, und bei der unerwartet plötzlichen Rückkehr des Mannes schob sie den Freund in einen an das Zimmer anstoßenden Alkoven ohne Fenster und schlug die Thüre zu. Der Gatte merkt beim Eintreten sofort, daß seine Frau aufgeregter als sonst ist, denkt gleich an den Alkoven und fragt, ob jemand darin sei? Sie antwortet: Nein! und als er darauf selbst nachsehen will, springt sie vor den Eingang und erklärt ihm: wenn er ihr nicht aufs Wort glaube, sei es auf ewig zwischen ihnen aus. Der Mann läßt sie darauf auf Kreuz und Evangelium schwören, daß niemand im Alkoven sei. Sie schwört mit großer Fassung. Darauf heißt der Mann unverzüglich einen Maurer kommen und die Alkoventhür vermauern. Als das Werk vollendet ist, verläßt er das Haus. Die Frau hatte aber dem Maurer ein Zeichen zu geben gewußt, und dieser hatte einige Steine lose gelassen. Sobald sie nun allein ist, beginnt sie mit Beil und Hacke eine Oeffnung in die eben aufgeführte Mauer zu brechen. Aber mitten in ihrer Arbeit kehrt der Mann zurück, läßt schweigend die Lücke wieder ausbessern und bleibt nun drei Wochen ununterbrochen im Zimmer seiner Frau.

Digitized by Google

Anfangs hörte man dann und wann einen ſchwachen Ton aus dem vermauerten Raume dringen, und wenn dann die Frau in ſtummer Verzweiflung vor ihrem Manne niederfiel, entgegnete er ſtets mit eiſiger Kälte: Sie haben geſchworen, Madame, daß niemand in dem Alkoven ſei.

Die Frau verfiel in Irrſinn und lebte noch lange Jahre auf der Grande Bretèche.

«— *Cette histoire est-elle vraie? . . . demanda la maitresse de la maison.*

— *Oui, répondit-il; mais qu'importe?*»

Die Geſchichte war allerdings wahr, den ſie hatte ſich ſchon 1100 Jahre vorher am Hofe Walyds des Erſten (Khalif von 705 bis 715 unſerer Zeitrechnung) zu Damaskus zugetragen.

(Siehe: A. v. Kremer, Kulturgeſchichte des Orients unter den Khalifen. I. Band S. 146 f. [Wien, Braumüller, 1875]).

Folgendes hat darüber der arabiſche Chroniſt Aghâny aufgezeichnet:

Die Gemahlin des Khalifen hatte, auf einer mehr dem Vergnügen als der Verehrung des Propheten gewidmeten Reiſe nach Mekka, den jungen und ſchönen Dichter Waddâh kennen lernen und ſich in ihn verliebt. Waddâh reiſte ihr nach Damaskus nach und die Geliebte empfing ihn heimlich bei ſich, und pflegte ihn, bei einer unerwarteten Störung, in eine prächtige, mit Perlmutter und Elfenbein verzierte Truhe zu verſtecken. Eines Tages überraſchte ſie der argwöhniſch gewordene Walyd, und der Dichter konnte eben noch in der Truhe verborgen werden. Der Khalif ließ ſich in ein längeres Geſpräch mit ſeiner Gemahlin ein und bat ſie ſchließlich — da ſie ſich auch von der Einrichtung des Zimmers unterhalten hatten — um ein Andenken, und zwar wählte er die Truhe. Die Fürſtin bewahrte ihre volle Selſtbeherrſchung und ohne eine Miene zu verziehen übergab ſie ihrem Gemahl das gewünſchte Geſchenk. Der Khalif befahl das Prachtſtück ſogleich aus dem Harem in ein zur ebenen Erde gelegenes Empfangszimmer zu ſchaffen. Dann ließ er Werkleute kommen, in der Ecke des Zimmers eine tiefe Grube graben, die Truhe hineinſenken und die Oeffnung vermauern; indem er dabei ausrief: „Es kam mir etwas zu Ohren; iſt es wahr, ſo begrabe ich hiermit für immer den Gegenſtand meines Verdachtes, iſt aber das mir Hinterbrachte falſch, ſo verſcharren wir nur eine hölzerne Truhe.“ — Ein Teppich wurde über die Stelle ausgebreitet. — Seiner Gattin gegenüber erwähnte Walyd des Vorfalls nie wieder mit einer Silbe.

Die Sultanin aber unternahm bald darauf eine ſtrenge Bußwallfahrt nach Mekka.

* * *

Der künftigen Forſchung bleibt vorbehalten, die Mittelglieder zwiſchen Aghâny und Balzac aufzufinden, ſowie zu unterſuchen, ob der Araber wirklich der *erſte* Erzähler der Geſchichte iſt?

Digitized by Google

Digitized by Google

Namen-Regiſter.

A

Aeſop 40. 42. 49 f.
Aghâny 145.
Alarcon, P. A. de 143.
Alanus 43.
Albrecht von Scharffenberg 113.
Alexis, Paul 11.
Andreopulos, Michael 55.
Ancona, d' 50.
Angelfot 86.
Anonymus des Nevelet 43 ff.
Apulejus 36.
Ariſtides 35.
Arnim, Achim von 122.
Aſtemio 91.
Aurbacher, Ludwig 50.
Avienus 41. 42. 49.
Ayrer 112.

B

Balfour, J. H. 23.
Balzac, Honoré de 142 f. 144 f.
Bardon, Dandré 37 f.
Barham 11.
Ben Akiba, Rabbi 27. 28.
Benſey, Theodor 37. 72 f. 136.
Berekhia-ben-Natheonaï 50 f.
Bickel, Guſtav 136.
Birch, Samuel 20. 21.
Blumauer 11.
Boccaccio 34. 90. 141.
Böhtlingk 136.
Bolte, Johannes 9. 112. 122.
Boner, Ulrich 49.
Borbone, Stephanus de 46. 60.
Borghini 91.
Brantome 83 ff.
Brentano 12. 126 f.
Bret Harte 143.
Brinon 85.
Bucher, Bruno 113.
Bucher, Lothar 101.
Buddha 22 ff.
Bühel, Hans von 102 ff.
Burckhardt, Jacob 140.

C

Campeggi 93.
Caſtizares 60. 94.
Capelli, Antonio 59.
Cervantes 141 f.
Chamiſſo 127 f.
Chanina-ben-Theradion 28.
Chapman 97.
Charleton, Walter 97.
Chateaubriand 121. 127.

Digitized by Google

Chaucer 98. 101.
Chriſtus 140.
Comparetti, Domenico 54 f. 72.
Copland 97.

D

Dacier 45.
Dam Jehan von Haute Seille 56 ff. 61 f.
Dandi 67.
Dandré Bardon 37. 38.
Dante 90. 142.
Darwin 7. 10.
Dechamps, Euſtache 48.
Deſoe 98.
Des Periers, Bonaventure (*Les nouvelles récréations*) 98.
Deutſch, Emanuel 28.
Dickens, Charles 143.
Diderot, Denys 40. 41. 86. 141.
Döllinger 136.
Doſtojewsky 143.
Droz, Guſtave 142.
Dumas Fils 142.
Dunlop, John 20.
Dupont, Gratian 49.
Durand (= *le citoyen D******) 19.
Dürer, Albrecht 107.

E

Edda, die 138 f.
Edzard 27.
Empedokles 29.
Entrecolles, d' 19.
Evremont, St. 81.

F

Fatouville, de 85.
Feuillet, Octave 142.
Fielding 99.
Fieſole 32.
Flaubert, Guſtave 142.
Flavianus 39.
Forteguerri 94.
Fuzelier 85.

G

Gamba, Bartolomeo 93.
Gautier, Théophile 141.
Gauttier, Edouard 36. 37. 64 ff.
Gebalja 27.
Gellert 112.
Gerhard von Minden 49.
Geſta Romanorum 56.
Giotto 32.
Gleim 119.
Goedeke, Karl 59 ff.
Goethe 5. 83. 89. 99. 109. 120—122. 139. 141 f.
Gogol 143.
Goldſmith 99 ff.
Gorgias, Johann 115 ff.
Graeſſe, Theodor 58. 59.
Gregorius 60.
Grimm, die Brüder 108. 128 ff. 138.
Grimmelshauſen 114. 117 142.
Griſebach, Eduard 8. 20. 66.
Grübel 122.
Gualteruzzi 90.

H

Halde, du 19. 88. 99.
Harris 97.
Harte, Bret 143.
Hebel, J. P. 122.
Heine, Heinrich 119.
Heinſe, Wilhelm 119 f.
Herbers 62. 76.
Herodot 139.
Hervey-Saint-Denys, Marquis d' 99.
Hieronymus, der heilige 35. 60 f.
Hiſtoria ſeptem ſapientum 56 ff. 106.
Homer 7.
Horaz 13. 73.
Huet 29.
Hugo, Victor 140.

Digitized by Google

J

Ibn Fadhlan 139.
Jean le Chapelain 53.
Joannes de Alta Silva 56 ff. 61 f.
Joannes Junior 60 ff.
Joannes Sarisberiensis 38. 39. 74.
Joannes Trithemius 74.
Joël, Rabbi 55 f.
Johannes von Capua 56.
Johnson, Charles 97.
Johnson, Samuel 99.
Jolowicz 28. 29.
Jones, Sir William 136.
Julien, Stanislas 26.

K

Kalidasa 67.
Kalilag und Damnag 56 f. 136.
Keller, Adalbert 45. 65. 76. 91.
Kin-Ku-Ki-Kuan 20.
Kirchhof, Hans Wilhelm 111 ff.
Kiee 130.
Klingemann 127.
Köhler, Reinhold 9. 50. 70. 73. 112.
Köppen 67. 136.
Kremer, A. v. 145.
Kremnitz, Mite 143.

L

La Bretonne, Rétif de 88 f.
La Croix, Pétis de 69. 73 f.
La Fontaine 81 ff.
La Motte, Antoine Houdar de 85. 118.
Lampridius 84.
Lancetti 91. 94.
Landau 57. 65 f.
Lao-tsze 17. 22—24.
La Sale, Antoine de 21. 34. 86. 98. 117. 144 ff.
Lauser, Lilli 143.
Le Febvre 48.
Le Gay 10. 85.
Le Grand d' Aussy 44.
Lerch, P. 73. 95.
Lessing 43 f. 118. 119. 126.
Liber de vita fratrum prädicatorum 13. 60.
Liber de septem sapientibus 60 ff.
Lichtenberg 9 (Zeile 6 v. o.)
Liebrecht, Felix 20. 21.
Loiseleur Deslongchamps 56. 65.
Lucretius 9.
Lukian 33.

M

Maasaebuch 51 f.
Machaud, Julien 48.
Mahabharata 136.
Maiorescu, Titu 20.
Makrobius 38.
Manfredi 93.
Manu, Gesetze des 135.
Marguerite de Navarre (Heptameron) 98.
Marie de France 47.
Martial 41.
Masuccio 33.
Matheolus 48 f.
Meïr, Rabbi 26 ff.
Menzel, Wolfgang 112. 128.
Méril, du 43.
Modius 111.
Mokles, Derwisch 73. 74.
Molière 21.
Montaiglon, Anatole de 63.
Montesquieu 99.
Moscherosch 114.
Müller, Lucian 40.
Müller, Max 29.
Murger, Henry 143.
Musäus 120 ff.
Mussafia 56. 60 f. 92.
Musset 89 f.

N

Nachschebbi 55.
Navarro della Miraglia 143.
Neumann, C. F. 23. 36.
Nevelet 43.
Niemeyer, Felix von 69.

Digitized by Google

O

Oeſterley, Hermann 39. 40. 43 f. 56.
Ogilby 98.
Ovid 35.

P

Pantſchatantra 37. 68 f. 136.
Paris, Gaſton 56 ff. 77.
Parthenius 65.
Pathelin, Autor des 21.
Paulus, Apoſtel 140.
Pauthier 22—24.
Perotto, Biſchof von Manfredonia 42.
Pétis de la Croix 69. 73 f.
Petrarca 90.
Petronius 30 ff. 80. u. ö.
Phädrus 40. 41.
Platon 29. 35.
Plautus 118.
Plutarch 35.
Poggio 49.
Pope 97 f.
Pythagoras 29.

Q

Quevedo 114.

R

Rabelais 21. 86. 141.
Racine 21.
Radet 85.
Rahbeck 118.
Ralſton. 139.
Raſchi (Abbreviatur für Rabbi Salomo Jſchaki) 27 f.
Ray, van 86.
Regis 141.
Regnier, Mathurin 86.
Rémuſat, Abel 20. 36. 37.
Rétif de la Bretonne 88 f.
Richardſon 98.
Richthofen, Freiherr von 23. 24.
Robert, A. C. M. 48 f.
Robert, Karl 9.
Rochholz 108. 138.
Rolland 97.
Roman du Renart 130.
Romans de Sept Sages 76 ff.
Romulus 39 ff.
Rouſſeau, J.-J. 86.
Ryk 86.

S

Sacy, Silveſtre de 53 f.
Sadeh, Scheich 69.
Salomo Jſchaki 27 f.
Sand, George 142 f.
Sarisbéry, Jean de 38. 39. 74.
Schiefner 136.
Schiller 89.
Schalſchelelh ha-Kabbalah (d. i. Kette der Ueberlieferung) 27.
Schlegel, Friedrich 7.
Schmidt, Jakob Friedrich 119.
Schopenhauer, Arthur 29. 107. 109. 136.
Schott 24.
Scott, Walter 13. 143.
Scotti 94.
Seelig, Fritz 9. 102.
Seneka 30. 40. 41.
Sept Sages 62 ff.
Sercambi 93.
Shakeſpeare 21. 85. 86. 98.
Sieben weiſe Meiſter 53 ff.
Simrock 111.
Sindibad, Buch des 53 ff.
Siſenna 35.
Slavici, Joan 143.
Smollet 98.
Solis, Virgil 43.
Somigli 94.
Sopple 98.
Speculum exemplorum 46. 60.
Spinoza 34.

Digitized by Google

St. Evremont 81.
Steinhöwel, Heinrich 49.
Stent, John Carter 19.
Stern, J. 29. 142.
Stern, Ludwig 141.
Sterne 13. 83. 99.
Swift 98.

T

Tacitus 137 f. 142.
Talmud, der 26 ff. 51 f.
Taylor, Jeremy 97.
Tendlau, Abraham 29.
Thomsen 140.
Thackeray 143.
Tolstoy, Leon 143.
Triller 118.
Trittenheim, Johannes 94.
Trivulzio, Marchese 93.
Tschuang-tsöng 17. 22.
Tuppo, Francesco del 50.
Turgenieff 143.

U

Upanischaden, die 23.

V

Valera, Don Juan 143.
Valmiki 67.
Veden, die 72.
Vierzig Weisre, die 65. 69 ff.
Villon 21. 83. 86.
Vincentius, Frater 60.
Vitry, Jakob de 46. 60.
Voltaire 21. 86 ff.
Voragine, Jacobus de 60.
Vyasa 67.

W

Wagenseil 27.
Wagner, Richard 113.
Weiße, Christian Felix 118.
Wieland 70.
Wild, Sebastian 114.
Wolfram von Eschenbach 113.
Wright, Thomas 46.
Wustmann 12.

X

Xenophon von Ephesus 113.

Y

Äsopet 44. 47 f.

Z

Zola, Emile 142 f.
Zucco, Accio 50.

Digitized by Google

I 4971 c.

Gedruckt
von
W. Drugulin in Leipzig

und
vollendet den 16. Juli 1888.

Digitized by Google

Digitized by Google

Druck von W. Drugulin in Leipzig.

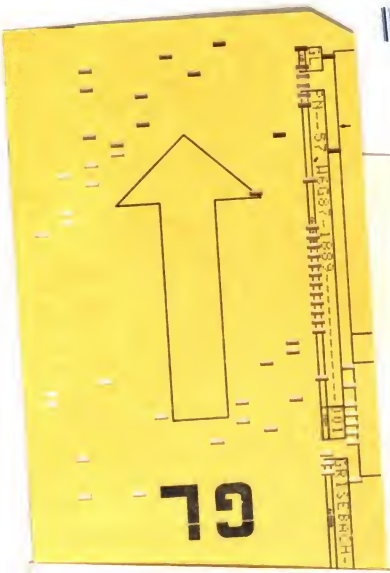
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

INTERLIBRARY LOAN

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02425 0279



DO NOT REMOVE
OR
MUTILATE CARD

Digitized by Google